Juden und Christen

oder

die Civilehe.

Eine

Geschichte aus Hamburg.

Von

Elisa Baronin von ....

Quelque soit l'autel d'où l'encens
monte aux cieux
Si cet encens est pur, il doit plaire
à tes yeux,
Et pour tous les humains l'amour
n'a qu'un langage.

Léonard.

Erster Band.

Leipzig, 1852.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Eine Geschichte aus Hamburg.

Erster Band.

Als meine Mutter sich verheirathete, bekam sie ein Kammermädchen mit; die gehörte mit zur Ausstattung und war vielleicht das beste Stück derselben; ihre Eltern hatten aus gutem Vorbedacht so gehandelt, und waren dadurch über die Abreise der Tochter so ziemlich getröstet. Den Schwiegersohn kannten sie wenig, aber die Kammerfrau destomehr, und so gaben sie die Tochter unter ihre Obhut und ihren Schutz. Sie erhielt die Zusicherung eines kleinen Jahrgehalts und außerdem das Versprechen, im Testamente dereinst mit bedacht zu werden; dergleichen Versprechungen waren aber kaum nöthig, denn Christiane — so hieß die Kammerjungfer — war die Liebe und Treue selber und das Zutrauen, womit man sie beehrte, machte sie

so stolz und flößte ihr einen so hohen Begriff von ihrem eigenen Werthe ein, daß sie von nun an meiner Mutter noch treuer und eifriger zugethan war, und obschon sie höchstens um einige Jahre älter war, sie doch recht mütterlich liebte. Christiane war die Tochter einer ehrsamen Wäscherin in Amsterdam; meine Großmutter hatte sie zu sich genommen, auf das bloße Aussehen, denn sie war eine ganz freundliche Jungfer, und verstand mit den Leuten zu reden, und jemehr sie sich in unserm Hause beliebt zu machen verstand, je mehr gewann sie an Ansehen, und es war kein geringes Opfer von Seiten meiner Großmutter, daß sie „die treueste Person im Hause“ wie sie sie nannte, von sich weg ließ und dem jungen Ehepaare mit nach Hamburg gab.

Christiane war in Amsterdam Factotum des Hauses gewesen und wurde es in Hamburg um so leichter, als meine Mutter ihr vollständig vertraute, und in einer fremden Stadt noch weit weniger die Wirthschaft zu leiten verstand als in dem elterlichen Hause, wo die fleißige Mutter sie nicht dazu kommen ließ, als ob die Tochter weniger für Küche und Keller passend gewesen wäre wie die Mutter.

Christiane hatte schon mit allen Nachbarn Bekanntschaft gemacht und wußte schon die kleinen Geheimnisse aller Familien, die in unserer Nähe wohnten, noch ehe nur meine Mutter einen Schritt aus dem Hause gethan hatte; als Kammermädchen war sie mitgegeben worden, aber sie schwang sich bald zur Würde einer ersten Haushälterin empor, ohne daß Jemand sie dazu ausdrücklich erhoben hatte, sie hatte die Macht in Händen und wenig galt ihr der Titel, später wurde sie unser Aller Erzieherin, und dadurch fühlte sie sich so außerordentlich geehrt, daß sie glaubte, nicht höher steigen zu können und auch nicht höher steigen wollte; der vierzigjährige Buchhalter unseres Hauses wußte ihre Vorzüge und ihre Stellung zu schätzen, und bewarb sich um ihre Gunst; sie gab ihm aber einen Korb und als ihr darauf von vielen Seiten vorgestellt worden war, daß sie doch wohl Unrecht gethan habe, eine so gute Versorgung von der Hand zu weisen, und ihr mein Vater namentlich die Vorzüge des Herrn Meyer recht eindringlich auseinandersetzte, gab sie mit der größten Ruhe zur Antwort: daß sie gar nicht daran denke, sich zu verheirathen und es vorziehe, ihr

Lebelang in unserm Hause zu bleiben. Das war uns außerdem sehr angenehm, und man ließ sie gewähren. Sie lehrte uns Nähen und Stricken, brachte uns zur Schule und holte uns von dort ab, sie sorgte für Alle, aber am besten für mich und meine zwei jüngern Brüder. Indem ich dieses niederschreibe, und die Erinnerung an die Liebe, welche diese treue Freundin uns bewiesen hat, in allen ihren Phasen vor meiner Erinnerung vorüberzieht, erfüllt mich dieser so ausgezeichnete Charakter mit wahrhafter Bewunderung, und ich nehme durchaus keinen Anstand, offen zu bekennen, daß ich die treue Leiterin meiner Jugend nicht weniger liebte als meine Eltern und Geschwister. Wenn sie diese Zeilen liest, möge ihr diese freie Anerkennung zeigen, wie sehr ich ihr Wirken zu schätzen weiß und wie innig ich ihr zugethan bin.

Als ich mich verheirathete, war Christiane ungefähr einige vierzig Jahre alt; sie hatte das Ansehen einer schönen und kräftigen Frau; aus ihren hellen, freundlichen Augen leuchtete eben so viel Sanftmuth, als Entschlossenheit und Thatkraft. Ihre Kleidung war immer sehr reinlich und einfach, die weiße Schürze — das Zeichen

ihrer Würde — fehlte nie, bei allen Leuten im Hause stand sie in höchster Achtung, das ganze Dienstpersonal war ihr untergeben, Jeder erkannte in ihr die Leiterin des ganzen Hauswesens, und doch erinnere ich mich keines Beispiels, daß Jemand über ihre Herrschaft Klage geführt hätte; bei den Nachbarn war sie nicht weniger beliebt, und sehr oft wurde sie von ihnen um Rath gefragt; auch war sie gern bereit, ihnen zu dienen, und ihre Hülfe ward darum oft in Anspruch genommen.

Ich verweilte absichtlich etwas länger bei diesem Anfang, der noch nicht den Anfang der Erzählung bildet, weil Christiane mitunter handelnd in derselben auftritt und ich später nicht gut Gelegenheit haben werde, sie so darzustellen, wie sie es verdient.

Ich verließ, als ich noch sehr jung war, das Haus meiner Eltern; zu meiner Verheirathung hatte Christiane wesentlich beigetragen, denn mein Bräutigam stand bei ihr sehr gut angeschrieben. Sie hatte mir eine glückliche Zukunft vorhergesagt, und sich nicht darin geirrt. Das Haus meiner Eltern hatte sie nicht verlassen wollen, aber sie

kam doch täglich zu uns, und war bei der Einrichtung meines Hauses sehr thätig. Als ich einige Jahre später an einer schweren Krankheit darniederlag, war sie stets bei mir, und pflegte mich, und später, als ich noch das Zimmer hüten mußte, leistete sie mir Gesellschaft, und erzählte mir, was sich in der Stadt und namentlich in dem Kreise unserer Bekannten und Freunde zugetragen hatte.

Zu der folgenden Erzählung hat sie mir den Stoff geliefert, und ich will nun nach dieser Einleitung gleich zu derselben übergehen, damit meinen Lesern nicht die Zeit lang werde, bevor sie das Buch eigentlich angefangen haben. —

In der alten Hansestadt Hamburg trifft man mitunter ganz eigenthümliche Einrichtungen; in jeder Straße finden sich mehrere Sackgäßchen, die man Höfe nennt, und die von ärmern Leuten bewohnt werden, außerdem führen die Treppen zu den oberen Etagen von der Straße aus dorthin, und solche Wohnungen nennt man einen Sahl; im übrigen Deutschland kennt man weder das Wort noch diese Einrichtung, und auch in Hamburg ist sie so weit verschwunden, als das Feuer seine verheerende Gewalt übte. Vor dreißig Jahren wohnte auf einem solchen Sahl und in solchem Hofe ein junger Mann, der einen kleinen Handel mit allerlei Waaren trieb, die er von den Großhändlern einmal in der Woche zu billigen

Preisen ankaufte; er fuhr sie des Tages über auf einer Karre umher und am Sonntag Nachmittag — Winter und Sommer — konnte man den fleißigen Mann mit seiner Waare auf dem Platze vor dem Altonaer- oder Millern-Thore finden, weil hier ein größerer Zusammenfluß von Menschen den Handel ergiebiger machte. Dieser Mann war ein Jude, und da er als solcher an Ausübung eines zünftigen Handwerkes den Einrichtungen und Gesetzen der alten Hansestadt zufolge verhindert war, und seine Eltern in ihrer Armuth auf seine Erziehung nicht viel verwenden konnten, hatte er sich dem Handel zugewendet. Durch Fleiß und Sparsamkeit hatte er sich ein kleines Capital erworben, das er mit Einsicht und Sachkenntniß anzulegen verstand, mit der Zeit immer größere Geschäfte machte, und jetzt finden wir Herrn de Castro in einem großen, schönen Hause wieder, an der Spitze eines der bedeutendsten Geschäfte und im Besitze eines außerordentlichen Vermögens.

Herr de Castro war an der Börse sehr hoch geachtet, seine Rechtlichkeit war bekannt und Jedermann verkehrte gern mit ihm; seine Glaubensgenossen waren stolz auf ihn, denn er that viel Gu-

tes, und hatte als reicher Mann noch dieselbe Anhänglichkeit für die angeborne Religion, wie früher, was sogar ein seltener Fall ist, denn Reichthum giebt gerade nicht immer Bildung, aber sehr oft eine Afterbildung, einen Schein von Bildung, der widernatürlich ist und mehr abstößt, als anzieht. Hätte Herr de Castro in Berlin gelebt, würde er sich vielleicht den Titel eines Commerzienrathes gekauft, oder denselben für ein gutes Geschäft, das er dem Staate zugewiesen oder für eine Anleihe, die er für denselben übernommen, oder auch für einen bedeutenden Vorschuß, den er einem minderjährigen verschwenderischen Prinzen geleistet, schenken lassen. In Hamburg kennt man dergleichen nicht; hier gilt der Mann nur gerade so viel, als er oder sein Geld werth ist, und hält die Ehre der Republik jedenfalls in so fern aufrecht, als man weder auf Titel noch auf Adel etwas giebt. Herr de Castro war sogar von Adel, und sogar von recht altem Adel, doch daran dachte er so wenig, als die andern jüdischen Familien, deren Vorfahren einst in Portugal oder Spanien in hohen Ehren standen, und durch die Verfolgung der Inquisition genöthigt wurden auszuwandern.

Er wollte nur ein redlicher Mann und ein guter Vater sein, und das war er beides. Im Kreise seiner Familie fand er sein größtes Glück. Seine Frau war durch den Reichthum nicht stolz geworden und seine Kinder — zwei Söhne und eine Tochter — waren wohlerzogen und der Eltern Freude.

Wir wollen unsere Leser nun auch mit noch andern Personen bekannt machen, von denen wir zu erzählen haben werden, und finden kein besseres Mittel, als einen Brief mitzutheilen, den die junge Dame von der wir sprechen wollen, geschrieben hat; um zu zeigen, wie es im Herzen einer reichen Senatorstochter aussieht. —

Laura Klinghammer an ihre Freundin.

Mit Dir, liebe Auguste, ist die Freude und Ruhe aus meinem Herzen gewichen, ich bin allein und ich fühle es nur gar zu sehr! Dumpf und bleiern lastet diese Einsamkeit auf mir; wenn ich recht glücklich, nur glücklich wäre, wäre dieses Alleinstehen eine Bürde für mich, aber ich bin unaussprechlich einsam und unaussprechlich unglücklich, und wenn man in solchem Zustande allein

und verlassen dasteht, Niemand hat, dem man in jedem Augenblicke sein Herz ausschütten, bei dem man Trost und Beistand suchen und finden kann, o dann ist man zu beklagen. Ich hatte nur Dich, nur Dich allein, und Du wardst mir entrissen! Verzeihe es meiner tiefbetrübten Seele, daß ich klage, wo ich mich freuen sollte, daß ich meine Trauer so wenig bemeistere und Deine stillen Freuden mit meinem Jammer unterbreche! Und doch freue ich mich Deines Glückes, wie keine unserer Freundinnen, es ist eine süße Beschäftigung für mich, wenn ich mich mit meinen Gedanken in Deinen kleinen Kreis versetze und Dein stilles, beglückendes Walten beobachte; ich sehe im Geiste, wie Du am Arme Deines Gemahls in den duftenden Gängen Deines Gartens spazieren gehst, wie Du seine Liebe für Dich aus seinen Augen liest, wie Du Deine ganze Welt an ihm gefunden, und durch ihn ganz und gar beglückt wirst. Auch zieht es mich hin zu Dir, und längst schon wäre ich gekommen, aber Du weißt, daß mein guter Vater nur mich hat und mich ungern vermißt, und jetzt werde ich auch in keinem Falle Hamburg verlassen.

Adolf hat mir vor acht Tagen geschrieben,

daß er kommen würde; er hat nun gar keine Ruhe mehr, ich lese aus seinen Zeilen, wie es ihn niederdrückt, daß er nicht offen und frei um meine Hand werben darf. Er hat den letzten Examen nun auch bestanden und die rühmlichsten Zeugnisse davon getragen; alle seine Bekannten rühmen seine Kenntnisse, wie überhaupt seine Tüchtigkeit, und da er außerdem hier sehr in Achtung stehet, wird er gewiß bald Praxis bekommen, obschon wir an Aerzten gerade keinen Mangel haben. Von seinen äußeren Verhältnissen spricht er wenig, er deutet mir nur an, daß er dem Wunsche seiner Eltern zufolge in Hamburg seine Zukunft und „sein zukünftiges Glück" wie er sich sehr bedeutsam ausdrückt, zu begründen hofft, aber er hat auch wohl an die Schwierigkeiten gedacht, die sich uns entgegenthürmen, denn er fügt noch hinzu: „und sollte es nicht gelingen, wie ich es wünsche, wird meiner Laura der Muth einst fehlen? wenn wir anderwärts unser Glück suchen müssen, wollen wir dort auch unsere Zukunft begründen." Das sind eigene, inhaltschwere Worte, liebe Auguste; ich habe nicht den Muth, sie mir zu deuten, und will lieber warten, bis er selbst da ist, und sie mir deu-

tet, denn was es auch Trübes sein mag, was er damit hat sagen wollen, wenn ich in seine klaren Augen schaue, dann bin ich schon halb getröstet und die Hoffnung zieht in meine Seele ein. Es ist etwas Schönes und Großes um diese Zuversicht auf das Gelingen seines Vorhabens, und man soll sie nicht tadeln. Man hat mich immer gelehrt daß es eine Lästerung des Himmels sei, wenn man so kühn auf seine eigene Kraft und auf seinen Willen trauet, aber ich denke, daß es des Mannes wohl würdig sei. Wenn der Mensch nur immer das Rechte und Gute will, und nicht ermüdet, bis er es gefunden, so steht ihm Gott selbst darin bei und gerade diese himmelanstürmende Kraft in ihm ist der himmlische Geist, der ihn beseelt. Wenn mein Adolf zu mir sagte; „es muß und es wird gelingen, daß Du die Meinige wirst," — dann fühle ich mich wie neu belebt und kann fröhlich sein wie ein Kind, obgleich ich gar nicht weiß, wodurch mein Vater zu bewegen sein wird, seine Einwilligung zu geben, denn nach seinen Begriffen ist es unmöglich, daß ich einen Juden heirathe, und selbst wenn Adolf sich taufen ließe — was er aber schwerlich thun wird, und ich gar nicht von

ihm verlangen kann, — würde er es auch nicht zugeben. — Und doch weiß ich, daß er Adolf sehr hoch schätzt, und seinen vorzüglichen Eigenschaften die vollste Gerechtigkeit widerfahren läßt; er hat schon mehr als einmal gesagt, daß er sich einen so tüchtigen Sohn wünsche, und die ganze Familie steht bei ihm in höchster Achtung. Rahel, die Vertraute unseres Geheimnisses, sonst etwas leicht und oberflächlich, aber doch sehr bestimmt in ihrem Charakter, und jedenfalls eine sehr zuverlässige Freundin, ist sogar im Stande, meinen Vater in der trübsten Laune aufzuheitern, und er hat nie etwas dagegen gehabt, daß sie so oft zu uns kommt, sich im Gegentheil immer sehr darüber gefreuet, doch ist es mir wohl erinnerlich, daß er es vor mehreren Jahren noch nicht gern sah, wenn ich oft hinüber ging, und einmal äußerte er sogar, daß ihm der Umgang seiner Kinder — damals war mein älterer Bruder noch zu Hause — mit dieser jüdischen Familie gar nicht sehr angenehm sei. Jetzt freilich, ist es anders, und seitdem der alte Herr de Castro in so allgemeiner Achtung steht, fällt ihm dergleichen nicht mehr ein.

Ich habe von diesen Unterscheidungen gar

keinen Begriff, und weiß durchaus nicht, warum mein Adolf weniger gelten soll, weil er ein Jude ist. Was gehen mich die Vorurtheile des Pöbels an! Die Juden wohnen erst seit ein paar hundert Jahren hier, und darum haben sie bei uns keine Rechte; mein Vater sagte mir einmal, sie würden wie Fremde angesehen und darum so behandelt. Ist das nicht höchst ungerecht! Es ist gewiß wahr, daß es wenig so treffliche Familien giebt, wie die des alten Herrn de Castro, und sehr schlecht wäre es, wenn man sie weniger schätzen wollte, als sie es verdient, weil sie eine jüdische ist! Ich habe mir sagen lassen, daß man in andern Ländern, wie z. B. in Frankreich, in Belgien und Holland, solche Unterscheidungen nicht kennt, und wir Hamburger sind doch eben so rechtlich denkend, so gebildet und so vernünftig wie die Franzosen und Engländer, im Gegentheil wir sind Republikaner, und da sollte uns die Freiheit und der Werth eines Menschen noch etwas mehr gelten.

Da habe ich mich so förmlich in's Räsonniren hineingeschrieben und bin so scharf und bitter geworden, daß Du wirklich glauben könntest, ich

beschäftigte mich mit dergleichen, aber in der That kommen mir solche Gedanken sehr selten. Ich habe stets nur einen Gedanken, und der heißt Adolf. Der ist meine ganze Welt! Ich freue mich unaussprechlich, daß er bald kommen wird, und dennoch ist meine Seele mit trüben Ahnungen erfüllt; in einem Augenblicke möchte ich laut aufjauchzen, und im andern kann ich die Thränen nicht zurückhalten, und ich habe keine harmonische Seele, die mich versteht, mit mir fühlt, mit mir sich freuet und mit mir trauert. Rahel ist die einzige, mit der ich von meinen Freuden und Leiden sprechen kann, aber sie hat so viel andere Sachen in ihrem schönen Köpfchen, daß ich es ihr wohl ansehe, wie sie mir nur mit größter Ungeduld zuhört. Ich habe nur Dich, liebe Auguste, vergieb daher, wenn ich Dich mit den Angelegenheiten meines Herzens so viel beschäftige! Es ist mir ein Trost, mein Herz vor Dir ausschütten zu können, und wenn es gar nicht mehr anders geht, dann komme ich zu Dir, und gewiß, Du nimmst mit offnen Armen auf Deine

Laura.

Wie das Alles gekommen ist.

Als Herr de Castro sich ein kleines Vermögen erworben hatte, vergrößerte er seinen Handel und miethete in einer der besten Gegenden der Stadt einen Laden; das Glück war ihm hold, denn er hatte sich durch seine redliche Handlungsweise viele Freunde erworben, und Jedermann kaufte gern bei ihm. Bald trieb er seinen Handel im Großen und namentlich war er bemühet, ihn nach entfernten Gegenden hin auszubreiten; er hatte in London und Paris seine Agenten, die die Einkäufe für ihn besorgten, und in Hamburg befrachtete er ganze Schiffe theils mit ausländischen, theils mit einheimischen Producten, die auf den fernen Inseln für seine Rechnung verkauft wurden. Auf diese Weise nahm sein Vermögen immer mehr zu, und

schon nach einigen Jahren war er ein sehr reicher Mann. — Sein ältester Sohn, Richard, hatte bei ihm die Handlung erlernt und sich durch kaufmännischen Geist vor vielen andern jungen Leuten seines Alters ausgezeichnet. Er verstand es, die Arbeiten des Berufes mit seinen Vergnügungen zu einigen, und man konnte eben so wenig von ihm sagen, daß er ein Vergnügen als daß er sein Geschäft vernachlässigt hätte. Herr de Castro meinte, daß die Jugend austoben müsse, und wußte wohl, daß der Sohn eines reichen Mannes auch seine Jugend im vollen Maße genießen will; er war daher bemühet, ihn vor Uebertreibungen zu warnen, aber er hielt ihn um so weniger von seiner Lebensweise zurück, als er im Geschäft stets thätig und vorsichtig war. Richard besuchte Theater und Bälle, hatte vielerlei Beziehungen und Bekanntschaften, von denen er die wenigsten in seiner Eltern Haus eingeführt hatte, aber er hatte in seinen Schuljahren, und später noch, Tüchtiges gelernt, und der Sinn für Kunst und Wissenschaften war rege und lebendig in ihm. Er konnte sich für einen Dichter so begeistern, daß er mehrere Abende hintereinander sein Zimmer nicht verließ; es war

ihm eine Freude, ein aufkeimendes Talent zu unterstützen, aber er konnte mit demselben Feuer für eine schöne Tänzerin schwärmen und darüber seine Familie acht Tage lang vernachlässigen. Doch hatte sein Vater so viel Zutrauen zu ihm, daß er ihm, als er seinen zwei und zwanzigsten Geburtstage feierte, seinen Laden für seine eigene Rechnung übergab, und sich auf die Betreibung der Engros-Geschäfte beschränkte. Die Geburtstage waren immer Familienfeste, die nicht ungefeiert vorübergehen durften; doch wurden immer nur die näher stehenden Freunde dazu eingeladen. An diesem Tage sagte Herr de Castro zu seinem ältesten Sohne: Ich übergebe Dir heute das ganze Geschäft als Dein Eigenthum, Du sollst darüber schalten und walten können nach Deinem eigenen Willen, und nur wenn Du es verlangst, will ich Dich mit meinem Rathe dabei unterstützen. Ich mache Dich heute zu einem selbstständigen Manne und lege Dein Glück in Deine Hände. Wenn Du fleißig, thätig und sparsam bist, wird es Dir gelingen. Du bist ein Kaufmann, und als solcher mußt Du darnach streben, Dein Vermögen, das Du von heute an besitzest, zu vermehren; ich möchte

nicht, daß Du auf das todte Geld einen zu großen Werth setzest, denn es soll uns nur der Zweck sein, damit es uns nachher als Mittel diene; der wahre Kaufmann weiß sein Geld so anzuwenden, daß er der Menschheit dadurch Nutzen und Segen bringe, und so eine Stelle in der menschlichen Gesellschaft ausfülle. Ich habe mit Nichts angefangen und es so weit gebracht, daß ich viele Hände beschäftige, vielen Familien Brod geben kann, und war immer bemühet, meinen Mitmenschen zu helfen. Der Himmel hat mir Segen verliehen, aber ich darf wohl sagen, daß ich ihn gut angewendet habe. Der Gelehrte nützt mit den Kräften seines Geistes, der Kaufmann mit seinem Vermögen. Wer das Geld verschwendet, ist kein Ehrenmann; aber wer es im Kasten verschließt und es bewacht, der ist auch kein Ehrenmann. Ich möchte, mein Sohn, daß meine Handlungsweise Dir als Muster diente, dann wird auch Dir der Segen des Himmels nicht fehlen, und Du wirst die Freude und der Stolz meines Alters sein. Solltest Du aber meine Hoffnungen täuschen, so sei überzeugt, daß ich Dir eben so wenig helfen würde, wie jedem andern Verschwender, denn mein

Sohn hat um so weniger das Recht, auf meine Hülfe zu rechnen, als ich gerade von ihm erwarte, daß er derselben nicht nöthig haben würde.

Diese ernste Anrede hatte Herr de Castro mit großer Feierlichkeit in Gegenwart der ganzen Gesellschaft an seinen Sohn gerichtet, denn so liebte er es, und gar zu gern gab er bei solchen Gelegenheiten seinen Worten einen biblischen Anstrich. Er hatte — in freien Stunden — sich in seiner Jugend sehr viel mit dem Studium der heiligen Schrift beschäftigt, weshalb ihm solche Reden sehr geläufig waren; auch verfehlte sein herzlicher, biederer Ton nie den rechten Eindruck. Dann hatte er seinen Sohn umarmt und geküßt, und nun erst durften die übrigen Anwesenden ihm ihre Glückwünsche darbringen.

Von diesem Tage an war Richard ein selbstständiger Mann; er verließ nun auch die älterliche Wohnung, und richtete sich im Geschäftslocale wohnlich ein, die väterlichen Hoffnungen hat er nie getäuscht, er war ein guter Kaufmann, und vermehrte sein Vermögen. Seine Vergnügungen und seine Lebensweise blieben dieselben, und sein Vater übersah Manches, das er wohl im Grunde

seines Herzens nicht ganz billigte; im Stillen aber sah er sich nach einer passenden Ehehälfte für seinen Erstgebornen um, denn diese, so hoffte er, sollte ihn von all seinen Thorheiten heilen.

Sein zweiter Sohn, Adolf, hatte Lust zum Studium, und das war dem Vater schon recht. Als Jude blieb ihm aber nur die Medizin übrig, denn nach des Vaters Ansicht mußte auch die Wissenschaft einen goldenen Boden haben. Zum Glück dachte Adolf eben so, und da er als Jude weder eine Lehrer- noch eine Richterstelle in Hamburg bekleiden konnte, wählte er das Studium der Medizin. Er hatte in Berlin die Universität besucht, war alle Jahr ein Mal während der Ferien zu seinen Eltern gereist, hatte jetzt aber seinen Examen gemacht und wurde in diesen Tagen erwartet.

Beide Brüder liebten ihren Vater recht sehr, und eben so ihre Schwester Rahel und ihre Mutter, die eine einfache, herzensgute Frau war, von den großen Vorzügen ihres Gemahls aber so sehr eingenommen war, daß sie schon längst keinen eignen Willen mehr hatte, und immer nur das that, was ihrem Eheherrn lieb und angenehm war.

Ein ganz eigenthümlicher, in Hamburg sehr

seltener Fall war es, daß die Familie des Herrn de Castro mit einigen gebildeten und angesehenen christlichen Familien Umgang hatte. Es ist kaum glaublich, und doch nur zu wahr, daß dieses Beispiel in Hamburg einzig dasteht. Man trifft wohl hie und da einzelne Juden in christlichen Kreisen, meistens aber doch nur solche, die sich im Gebiete der Kunst oder der Literatur einen Namen erworben haben; dadurch sind sie salonfähig, denn eigentlich pflegt man nicht ihre Person, sondern ihr Talent einzuladen; die jüdische Sängerin, welche bei dem christlichen Rathsherrn zu Tisch geladen wird, soll nach der Mahlzeit eins ihrer schönen Lieder zum Besten geben, und der jüdische Dichter würde schwerlich solcher Ehre theilhaftig werden, wenn seine letzte Gedichtsammlung minder günstig aufgenommen oder sein neuestes Stück weniger gefallen hätte. Man hat gern die Leute bei sich, von denen in gebildeten Kreisen gesprochen, das heißt über deren Talent und Produktionen abgeurtheilt wird, man verbreitet einen Glanz um sich, wenn man das junge aufkeimende Talent bei sich aufnimmt, es sieht aus, als ob man es protegirte, als ob man selbst ein wenig Dichter, Maler oder

Componist wäre, und solcher Mäcen-Glanz ist das Opfer schon werth, das man bringt, wenn man einen Juden bei sich empfängt. Bei Herrn de Castro war es aber anders. Er hatte in früherer Zeit einigen angesehenen Beamten mit seinem Gelde gedient, und sich bei solchen Gelegenheiten so human benommen — ein seltener Fall unter Juden, weil die Christen sie durch ihre Beschränkungen zwingen, mit Geld Handel zu treiben — daß er sich die Achtung und Freundschaft jener Leute erworben hatte und sie nicht nur mitunter bei sich sah, sondern auch zu ihnen eingeladen wurde. Man schätzte den ehrenhaften Mann und scheuete sich nicht, das offen zu erkennen zu geben. Außerdem hatte sich der reiche Jude — der Paria des Staates — bei Staatscalamitäten immer so bereit zur Hülfe gezeigt, daß er wie ein patriotischer Charakter angesehen wurde, wodurch manche Schranke noch leichter fiel. Auch hatten die Söhne manche flüchtige, doch interessante Bekanntschaft mit christlichen jungen Männern gemacht, und sie in der Eltern Haus eingeführt. Namentlich war Herr de Castro mit seiner Nachbarschaft befreundet, denn es war bei ihm Grundsatz, sich denen zu nähern, die ihm

näher wohnten; seine Kinder waren mit den Nachbarkindern groß geworden, hatten unter einander Freundschaft geschlossen, und sie theilweise bewahret. Ganz besonders war dies mit der Familie des Senators Klinghammer der Fall; sie wohnten seit einer langen Reihe von Jahren einander gegenüber, und die Väter, Söhne und Töchter waren eng befreundet.

Als Adolf achtzehn Jahre alt war und zur Universität abgehen sollte, gab sein Vater ein glänzendes Fest, wozu die Freunde der Familie eingeladen wurden. Laura war Rahel's Freundin, sie war Aller Freundin, sie durfte nicht fehlen. Man speiste in einem Saale, der sich nach dem Garten zu öffnete, und benutzte gern den freundlichen Herbsttag. Da gingen Rahel und Laura zusammen in den dunkeln Gängen des Gartens, Adolf gesellte sich zu ihnen und bald ging er mit Laura allein.

Als sie zur Tafel kamen, glänzte freudiger, heller das Auge, da war keine Trauer über den nahen Abschied in den freudigen, seelenvollen Blicken des jungen Mannes, es leuchtete in ihnen das Gefühl, zum Bewußtsein gekommen zu sein, das

Leben und sein Schönstes erkannt und gefunden zu haben, Adolf war ein Anderer, ein besserer geworden, er theilte Aller Freuden, er war mild und gütig gegen Alle, und hätte er einen Feind gehabt, er würde ihn umarmt und um seine Freundschaft gebeten haben. Niemand hatte eine Ahnung, was in des jungen Mannes Seele vorging, man glaubte, daß er sich auf das bevorstehende Universitätsleben freue und war gern bereit, in seine fröhlichen Stimmungen einzugehen. Laura saß etwas entfernt von ihm an der langen Tafel; sie war im Gegentheil still und sprach weniger als sonst. Gewiß, sie fühlte nicht anders, nicht schwächer als der junge Mann, aber sie war ein Weib, und darum äußerte sich ihr Gefühl auf andere Weise. Sie war noch nicht zum Bewußtsein gekommen über die letzten Augenblicke ihres Lebens; was bisher in ihr geschlummert hatte, war plötzlich erweckt worden, und sie konnte sich an die helle Flamme noch nicht gewöhnen. Sie hatte Adolf immer lieb geschätzt, immer sehr werth gehalten, und jetzt war es ihr auf einmal klar geworden, daß sie ihn liebe, ihn und nur ihn allein. Was sie sich selbst nie hatte gestehen mögen, wovor sie zurückgebebt war, als

ob es sie gar nicht berühren dürfe, das hatte sie jetzt gern und freudig ausgesprochen, und war nicht minder beglückt, als sie beglückte. Sie fühlte die Aufregung ihrer Seele und fürchtete in ihrem zart weiblichen Sinne jeden fremden Blick; darum saß sie still und schweigsam in Mitten dieser fröhlichen Gesellschaft und blickte nur mitunter verstohlen zu Adolf hinüber, der schon so klug und verständig geworden war, daß sein Auge beständig auf sie gerichtet war, ohne daß Jemand es merkte.

Rahel war die Einzige, welche Alles verstand und richtig deutete, sie hatte Alles vorhergewußt und wunderte sich über Nichts; sie freuete sich, denn sie liebte den Bruder und die Freundin!

Man trennte sich spät Abends und die Liebenden hatten kaum Gelegenheit, sich durch einen Blick und einen Händedruck die Geständnisse und Versicherungen, die erst einige Stunden alt waren, zu erneuern.

Die Briefe, die nun folgten, deren Besorgung Rahel als eine sichere Vertraute übernahm, befestigten die Erinnerung an den geweiheten Augenblick dieses Abends, und mehr noch die Besuche, welche Adolf regelmäßig in den Ferien abstattete, und bei

denen es nie an Gelegenheit fehlte, sich in den traulichen Laubgängen des Gartens oder in Rahel's einfachem Zimmer zu sehen und sich die Versicherungen ewiger Liebe zu wiederholen. Das liebende Paar hatte vier Jahre auf diese Weise in den Wonneschauern einer ersten Liebe durchlebt und wenn je ein Gedanke an die Schwierigkeiten, welche ihnen entgegenstanden, ihre Freude stören wollte, siegte die Ueberzeugung, daß die Liebe immer den Sieg davon tragen müsse.

Der alte Herr Klinghammer aber hatte in seiner Senator-Würde nie daran gedacht, daß seine Tochter einen Juden lieben könne, und wenn es ihm Jemand gesagt hätte, würde er ihn ausgelacht haben. Es giebt sehr viele Leute, die eben so nicht denken, sondern träumen. Das Erwachen ist ihnen dann um so schrecklicher. —

Die schöne Unbekannte.

Richard hatte eine Liaison mit einer schönen, französischen Tänzerin gehabt. Er hatte ihre Bekanntschaft gesucht, weil sie eine Tänzerin, jung, schön, eine Französin und in der Mode war, und, nicht nur eine Bekanntschaft, sondern auch eine recht innige Verbindung geschlossen. Die Tänzerin verlor ihr Engagement, weil die Direction der Meinung war, daß man auch in der Schönheit dem Publikum Abwechselung bieten müsse; ihre Verehrer, besonders Richard, bedauerten es so herzlich, wie nur möglich. Es bildete sich eine Partei, die, so gering an Zahl und an Einfluß sie auch war, doch sich einbildete, die öffentliche Meinung repräsentiren zu können. Sie erließen deutsche und französische Annoncen in den Tagesblättern,

sie hoben die außerordentlichen Talente der schönen Tänzerin in den Himmel und hofften, daß das Publicum, dadurch veranlaßt und auf den bevorstehenden Verlust aufmerksam gemacht, bei einer der nächsten Balletvorstellungen die Direction vor die Gardine citiren und sie zwingen werde, den Contrakt mit der Tänzerin zu erneuern. Von dem Allen geschah aber nichts. Man wußte in Hamburg recht gut, daß einer abgehenden Tänzerin eine neue folgen werde, und beschränkte sich, wie sonst, darauf, die Sprünge und Schwenkungen der gut contonnirten Fußgestelle zu bewundern und allen falschen eingebildeten und wirklichen Reizen vor wie nach Beifall zu spenden. Die Direction ließ sich in ihrer Handlungsweise noch weniger irre machen; sie erklärte kurz und gut, daß die verehrte Tänzerin bleiben würde, wenn ihr Liebhaber ihr jährlich sechstausend Mark zahlen wolle, und dann dürfe sie ihm allein Etwas vortanzen; sie ließ die Fußkünstlerin nun auch nicht mehr auftreten, so daß sie sich genöthigt sah, den Abschieds-Enthusiasmus auf einer kleineren Bühne einzuernten. —

Die Tänzerin war abgereis't und Richard de Castro's Liebe war vacant geworden. Er suchte

eine andere, aber zu demselben Preise, denn der Liebhaber war doch nie stärker in ihm, als der Kaufmann.

Lange Zeit flatterte er von einer Blume zur andern, nippte hier und nippte dort, verbrannte sich wohl auch einmal die reich verzierten Flügel, da trat eine neue Schauspielerin auf, die, wenn auch nicht viel Kunst, doch desto mehr Natur, und somit die alten Hagestolzen im Voraus auf ihrer Seite hatte. Die schöne W. war in allen Pavillons und in allen Clubs das Tagesgespräch; jeder junge reiche Kaufmann hoffte und war im Stillen bemüht, sie für sich zu gewinnen. Jeder spannte seine Seegel auf, es wurde geseufzt und gegirrt, man ließ alle Minen springen und Niemand konnte sich des Sieges rühmen. Richard wollte Sturm laufen, ward aber mit etwas éclat zurückgeworfen, und hatte jetzt um so mehr Lacher und Spötter gegen sich, als man ihn um manchen früheren Sieg beneidete.

Das hatte seiner Eitelkeit einen heftigen Schlag versetzt. Wäre es ihm möglich gewesen, er hätte allen Liaisons entsagt, doch das hieße bei ihm auch allem Reiz des Lebens entsagen, und da-

zu war er seiner eigenen Meinung nach zu jung. Eine Zeit lang beschäftigte er sich wieder mit seinen Büchern. Ein französischer Graf hatte Vorlesungen über französische Literatur angekündigt und dadurch war in ihm die Liebe zu den französischen Schriftstellern aufs Neue erwacht. Er blieb Abends viel zu Hause und las eifrig, oder blieb im Kreise seiner Eltern. Es hatte fast den Anschein, als ob er sich vorgenommen hätte, ein gesetzter Mann zu werden, was seinen Vater veranlaßte, sich noch thätiger wie sonst nach einer passenden Gattin für ihn umzusehen. Weil aber die Wahl sehr schwierig war und sich selbst in dem großen Hamburg keine Parthie fand, die allen Anforderungen entsprach, dauerte es lange, ehe der besorgte Vater zu einem Entschluß kam. Unterdeß freuete er sich der glücklichen Veränderung, welche mit seinem Sohne vorgegangen war, und sah mit der größten Zuversicht einer glücklichen Zukunft entgegen.

Leider wurden seine schönsten Hoffnungen getäuscht, und gerade, was ihm als eine glückliche Vorbedeutung erschienen war, wurde die Quelle vieler trüben Stunden.

Richard lebte seinen Studien und seinen Geschäften, als der französische Graf seine Vorlesungen ankündigte. Die ganze haute-volée und Alles, was sich zur Intelligenz rechnete, versammelte sich in dem großen Hörsaale der Gelehrten-Schule. Der kluge Franzose hatte es nicht unterlassen, pomphafte Ankündigungen vorauszuschicken, er hatte sogar der Hamburger Sitte genügt und allen vornehmen und reichen — auch jüdischen — Familien vorher seinen Besuch gemacht, und da er in der That einen schönen, lebendigen Vortrag hielt, seine Vorlesung interessant zu machen verstand, außerdem aber das Fremdartige noch mehr gefiel und noch leichter in die Mode kam, war schon die zweite Vorlesung noch zahlreicher besucht und die deutschen Blätter hoben den französischen Grafen in den Himmel. Eine Modezeitung sogar referirte in französischer Sprache.

Richard war mit seiner Schwester hingegangen, und hatte an diesen Vorträgen so außerordentliches Gefallen gefunden, daß er sich vornahm, keine derselben zu versäumen; er war immer sehr früh hingegangen und hatte immer denselben Platz eingenommen. Schon bei der ersten Vorlesung bemerkte

Richard ein junges Mädchen, die ihm gegenüber saß, und unwillkürlich sah er fleißiger zu ihr hin, als es sich mit einer ernsten Aufmerksamkeit vereinigen ließ. Es war aber auch ein so liebliches Gesichtchen, wie wohl in der ganzen glänzenden Versammlung kein zweites zu finden war. In den blauen Augen, die sie mitunter zu dem Professor aufschlug, lag eine unendliche Schwärmerei, eine ganze Welt von Gefühlen und Empfindungen, und waren ihre Blicke auf die kleine zierliche Schreibtafel gesenkt, um einige Worte flüchtig zu notiren, konnte man die ganze himmlische Ruhe dieses Madonnenantlitzes genießen. Die bleiche Gesichtsfarbe contrastirte ungemein zu den vollen schwarzen Locken, die unter einem kleinen rosaseidenen Hute sich nicht verbergen ließen; die Kleidung war auffallend einfach, aber höchst geschmackvoll, und das ganze Wesen des jungen Mädchens war der reinste und schönste Abdruck angeborenen Seelenadels. Sie war in Begleitung zweier Kinder gekommen, die neben ihr saßen; als die Vorlesung beendigt war, fühlte sich Richard sehr glücklich, sie beim Einsteigen in einen Miethwagen noch einmal zu sehen.

Obgleich keine glänzende, war sie doch eine

interessante Schönheit und konnte leicht denjenigen fesseln, der Sinn und Gefühl besaß, diese herrlichen Züge zu verstehen. Richard mußte sich gestehen, daß diese Erscheinung einen außerordentlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, und nur die Gegenwart seiner Schwester hatte ihn verhindert, sich nach ihr zu erkundigen, was jetzt sein sehnlichster Wunsch war. Im Geheimen forschte er bei allen seinen Bekanntschaften, ob vielleicht Jemand diese junge Dame kenne, er besuchte wieder das Theater, er war wieder auf den Spaziergängen zu sehen und Niemand hatte eine Ahnung von dem, was in seiner Seele vorging. Mit Sehnsucht erwartete er die nächste Vorlesung, denn hier nur sahe er sie wieder; kaum konnte er die Unruhe, die ihn erfüllte, verbergen, und wo er sich auch befand, womit er sich auch beschäftigte, immer stand die schöne Fremde vor ihm, und füllte alle seine Sinne aus. So sehr er auch seine Schwester liebte, und so viel Vergnügen es ihm auch machte, mit ihr auszugehen, hatte er doch gar zu sehr gewünscht, daß sie einmal wenigstens von dem Besuch der Vorlesung abgehalten würde, aber die Gelegenheit dazu fand sich nicht, denn seitdem es nun einmal zum guten Ton gehörte,

diese französischen Vorlesungen mit anzuhören, seitdem man sich hier versammelte, weniger, um sich zu belehren, mehr aber um sich zu amüsiren, und eine neue Robe oder einen neuen Hut zur Schau zu stellen, hätte Rahel es nicht vermocht, zu Hause zu bleiben. Ihre Gegenwart war nothwendig geworden, denn nie hätte sie sich in der Gesellschaft können sehen lassen, da man Wochen lang beinahe von nichts Anderem sprach, als von dem schönen Franzosen, von seinem schönen Vortrage, von seiner glänzenden Beredtsamkeit, und von den Personen, mit denen man hier zusammentraf. Hätte Richard zu seiner Schwester Vertrauen gehabt und ihr offen gestanden, was ihn jetzt beschäftigte, so hätte die kluge Rahel es wohl so einzurichten gewußt, daß sie ohne den Bruder nach Hause zurückgekehrt wäre, und der sehnsüchtige Schmachtende hätte dann wenigstens erfahren können, wo seine schöne Unbekannte wohnte. Aber so oft auch Richard diesen Gedanken faßte, immer verwarf er ihn wieder, denn er fürchtete die kleinen Neckereien der Schwester, ihren beißenden Spott, den sie trotz ihrer Gutmüthigkeit nicht unterdrücken konnte, sobald sie von einer neuen Eroberung etwas erfahren hatte.

Hätte er nun gar von einer ernsteren Neigung etwas verlauten lassen, würde die Schwester noch mehr gelacht haben, und hätte ihn sicher noch mehr mit ihrem Spotte verfolgt, denn daran glaubte sie nicht; auch war sie durch die Lebensweise, welche Richard nun schon seit mehreren Jahren führte, wohl zu der Annahme berechtigt, daß er einer ernsten, tiefen Neigung gar nicht fähig sei. Richard war ein Lebemann, und als solcher wohl bekannt. Man wußte es ihm Dank, daß er immer die Dehors gehörig berücksichtige, und mehr verlangte man von ihm nicht. Wenn ihn seine Schwester ein wenig auszuforschen suchte, so geschah es doch nur, um ihn dann desto besser necken zu können, doch erlaubte sie es sich nur, wenn sie mit ihm allein war, denn im Grunde ihres Herzens liebte sie den Bruder sehr und gönnte ihm seine Vergnügungen.

So war denn Richard zum Dulden und Ausharren verurtheilt. Noch nie hatte er so lange geschmachtet, ohne sogar den Namen der Geliebten zu kennen, und nie hatte er mit so vieler Sehnsucht auf eine nähere Bekanntschaft gehofft. Dieses Mal schien er selbst seine Gefühle für heiliger zu halten; nur anfangs hatte er es gewagt, bei seinen

Bekannten nach dem Gegenstande seiner Liebe zu forschen, später sprach er mit Niemand davon. Tief in sein Herz schloß er seine Gefühle. Er war glücklich, wenn der Tag herannahete, an dem er sie zu sehen hoffen durfte, es war ihm ein Trost, daß die Vorlesungen sich verlängerten und daß die junge Dame nicht weniger Ausdauer zeigte, als er, und erst als auch der zweite Cyclus beendet war, und er nun auch nicht einmal mehr die Aussicht hatte' mit ihr wieder zusammen zu treffen, sank sein Muth ganz und er war so unglücklich, wie er noch nie gewesen. —

Das Herz schweigt.

Herr van der Harrys in Amsterdam gehörte zu den reichsten jüdischen Banquiers der großen Handelsstadt. Er hatte einen einzigen Sohn, der einmal sein ganzes Vermögen erben mußte, und dieser Sohn machte ihm eine außerordentliche Freude, denn er war auch der Erbe seiner Gesinnungen. In orthodoxer Frömmigkeit erzogen, hielt er streng an dem Ritual seines Glaubens; er hätte geglaubt, eine Sünde zu begehen, wenn er einmal davon abgewichen wäre. Die Gewohnheit und der Wunsch, immer nur des Vaters Wunsche nachzukommen, hatten die Betrachtungen, welche er mitunter über diesen strengen Glaubenszwang angestellt hatte, längst in den Hintergrund gerückt; dennoch war er nicht geistlos zu nennen. Er lebte ganz

orthodox, weil er es so wollte, und dieser Wille bekämpfte jede Regung seines Geistes. Auch war er nicht ungebildet. Er besaß gute Sprachkenntnisse, hatte die neuern Schriftsteller gelesen und hatte außerdem musikalisches Talent, das des Vaters Fürsorge bereitwillig hatte ausbilden lassen. Stundenlang konnte er am Piano sitzen und wenn er sich allein und unbelauscht wußte, dann ließ er den Gefühlen seines Herzens freien Lauf, dann stürmte er über die Tasten, wie es oft in seiner Seele stürmte, dann klang bald andächtig und leise, bald klagend das sanfte Adagio, das sein Herz mit Weh erfüllte; dann jubelten die Töne, wenn die Freude in seiner Brust wiederhallte, und oft begleitete er mit schöner schmelzender Tenorstimme die Worte, die er auf einsamen Spaziergängen empfunden hatte. Musik und Dichtkunst waren sein Heiligthum, und was Heiliges in seiner Brust sich regte, das gab er in Tönen kund, er hatte aber geglaubt, sich und sein ganzes Wesen zu profaniren wenn er in Gegenwart Anderer auf diese Weise gesungen oder gespielt hätte, und nur höchst ungern ließ er Anderen von seinem Talente etwas merken. Auch hatte er sehr wenig Gelegenheit dazu. Er

lebte sehr eingezogen und hatte mit Wenigen Umgang. Er besorgte in dem Geschäfte seines Vaters, was ihm oblag, und war in den meisten Stunden, die das Geschäft nicht in Anspruch nahm, auf seinem Zimmer. Der einzige Freund, den er besaß, und gegen den er freier und offener war, weil er sicher wußte, hier verstanden zu werden, war jetzt in Paris; er war also darauf beschränkt, ihm zu schreiben, und so mangelhaft dieser Weg der gegenseitigen Mittheilung im Vergleich zu dem früheren so innigen Zusammenleben auch war, so gewährten ihm doch die Briefe, die er empfing und die er schrieb, die innigste Freude!

Dieser Mangel an Geselligkeit hatte aber auf den Jüngling die natürliche Wirkung geübt, daß er sich in Gesellschaft, oder Fremden gegenüber, unbehaglich fühlte, und nur sehr selten im Stande war, sich frei und ungezwungen dem allgemeinen Streben nach Unterhaltung und Amusement anzuschließen: er war befangen, sogar linkisch, und daher wurde er von Vielen falsch beurtheilt.

Seinem Vater war dies nicht entgangen, und darum veranlaßte er ihn, einige Zeit in Hamburg zu leben. Auch hatte er noch einen andern Plan.

Er sagte daher einstens zu seinem Sohne, (Benno wurde er genannt, eine Erinnerung an seine Mutter, die nach seiner Geburt starb) als sie in den Gängen des schönen Gartens traulich auf und nieder gingen. „Ich möchte wohl, mein lieber Sohn, daß Du Dich entschließen könntest, mich auf einige Zeit zu verlassen, um auch einen andern Handelsplatz und ein anderes Handelsgeschäft kennen zu lernen. So ungern ich Dich von mir lasse, will ich doch Deine Abwesenheit ertragen, weil ich glaube, daß es Dir sehr nützlich sein wird, denn ein Kaufmann muß Leute und Welt kennen lernen. Unser alter bewährter Geschäftsfreund, der Herr de Castro in Hamburg, würde Dich ohne Zweifel gern bei sich aufnehmen, in seinem Hause bist Du so wohl aufgehoben, daß ich um Dein Wohl nicht besorgt sein werde. Auch triffst Du in Hamburg noch mehre Familien, die uns befreundet sind, und die Dir freundlich entgegenkommen werden. Wenn Du willst, kannst Du schon in nächster Woche abreisen."

Benno hatte an dem Ton, mit dem der Vater diese wohlgesetzte Rede zu ihm sprach, wohl erkannt, daß ihm die Trennung sehr nahe ging, und wenn er hätte bleiben wollen, würde der Vater schwerlich

dagegen Etwas eingewendet haben. Aber er wollte dem so deutlich und klar ausgesprochenen Wunsche nicht entgegen treten, und darum nahm er den Vorschlag an und bereitete sich auch gleich zur Abreise vor. Er hatte auch manchmal gewünscht, andere Städte und andere Sitten kennen zu lernen, aber diesen Wunsch nie laut werden lassen, eben aus Rücksicht für seinen Vater. So war ihm dessen Vorschlag recht angenehm.

Herr van der Harrys trennte sich von seinem Sohne, in der Hoffnung, ihn bald wieder zu sehen und zwar in Begleitung einer Gattin; nur durch diese Hoffnung war es ihm möglich, die Trennung zu ertragen. Doch hatte Benno von den väterlichen Absichten keine Ahnung, und sicher war es das erste Mal, daß der Vater vor dem Sohne etwas verheimlichte.

Einige Tage vor des Sohnes Abreise schrieb Herr van der Harrys folgenden Brief an Herrn de Castro nach Hamburg.

Mein sehr werther Freund!

Wenn es Gottes Wille ist, nenne ich Sie bald meinen Bruder! Es ist mein Wunsch wenn es der

Ihrige ist, aber wir wollen erwarten ob es Gottes Wille ist, und uns ihm fügen, denn was Gott über uns und unsere Kinder beschließt, das wird das Rechte sein. Der Allerhöchste offenbart sich in den Herzen aller Sterblichen, so wird er sich auch in den Herzen unserer Kinder zu erkennen geben, und so wie wir mit Freude ihren Bund segnen werden, wenn ihre Herzen sich finden, so wollen wir nicht murren wider die Vorsehung, wenn es anders sein sollte, und es ruhig ertragen. Fern sei es von mir, meinem einzigen Kinde Zwang anthun zu wollen, und ich weiß, daß Sie eben so denken, wie ich.

Ich habe meinen Sohn lange beobachtet, und mich überzeugt, daß sein Herz frei ist; er hätte nimmer sein Auge geworfen auf eine eitle, hochmüthige Jungfrau, wie es deren leider bei uns so viele giebt, denn die Erziehung vieler reicher Väter unsers Glaubens ist sehr oft eine verkehrte; sie haben nur den Glanz der Gesellschaften und die eitlen Reden der Thoren im Sinne und vergessen darüber, was einzig und allein glücklich macht: die zarte Sitte, die Bescheidenheit und die Häuslichkeit. Diese Tugenden sind ihnen fremd geworden, und

was sie jetzt Tugend nennen, und wonach sie streben, das ist eitel Tand. Auch hätte sich mein Sohn keine Jungfrau erwählt, die den Glauben unserer Väter verachtet und im Unglauben ihren Ruhm und ihre Ehre sucht, und auch Solcher giebt es leider Viele bei uns. Hätte er mir ein armes, aber braves und frommes Mädchen zugeführt, ich würde den Mangel des Reichthums nicht bedauert, und sein Weib deshalb nicht minder wie meine Tochter geliebt haben. — Aber er hat sich bisher sichtbar von aller Gesellschaft zurückgezogen und nur immer die Einsamkeit geliebt; ich merkte es ihm sehr oft an, daß er sich in Gesellschaften nicht glücklich fühlte, und daß er oft lieber zu Hause geblieben wäre, wenn es hätte geschehen können, ohne den Anstand zu verletzen.

Dies Alles schreibe ich Ihnen, sehr verehrter Freund, ohne daß mein Sohn es weiß, aber damit Sie ihn kennen lernen, ehe er bei Ihnen angelangt sein wird.

Mein Haus ist leider vereinsamt seit dem Tage, an dem es dem Herrn gefiel, mein treues Weib zu sich zu rufen, und die Erziehung meines Sohnes hat durch diese Einsamkeit gelitten, denn

er kennt die Welt nicht, und ich fürchte fast, daß er sie nicht liebt. Sie aber sind ein gesegneter Mann; Ihre Kinder und die Mutter Ihrer Kinder umgeben Ihren Tisch und das Leben ist mannigfach bei Ihnen. Und dennoch halten Sie und Ihre Kinder fest am Glauben der Väter und finden Ihr Glück darin.

Ich glaube, daß mein Sohn bei Ihnen sich überzeugen wird, daß es überall aufrichtige und gute Menschen giebt, die man lieben kann. Sie sind ein kluger Mann, und darum sei es fern von mir, noch Mehres hinzuzufügen. Ich meine, das sich Alles von selbst fügen muß. Jetzt wird mein Sohn ein Gastfreund bei Ihnen sein, und das beruhigt mich über Alles. Sie werden meine Stelle getreulich bei ihm vertreten. Und nun leben Sie wohl. Ich grüße mit Ehrerbietung Ihre Frau und Kinder und nenne mich Ihren

aufrichtigen Freund

A. van der Harrys.

Herr de Castro legte diesen Brief sorgfältig in ein geheimes Fach seines Schreibtisches, denn er gehörte nicht zu den Geschäftsbriefen. Bei der

Abendmahlzeit theilte er seiner Familie mit, daß der Sohn seines Geschäftsfreundes in Amsterdam in einigen Tagen hier ankommen würde, und zu seiner Frau gewandt fuhr er fort: „Ich habe nicht umhin gekonnt, den jungen Mann, von dem ich übrigens recht viel Gutes gehört habe, zu uns einzuladen, und ich wünsche, daß er bei uns die Aufnahme eines bewährten Freundes finde, denn sein Vater ist mir das seit langer Zeit; so will ich den Sohn statt seiner empfangen. Ich wünsche daß Jeder von uns sich bemühe, dem jungen van der Harrys zu zeigen, daß er sich bei uns unter Freunden befinde.“ Diese wenigen Worte waren hinreichend; die ganze Familie wußte nun, daß der Vater diesen Besuch sehr hoch schätze, und um so neugieriger war man auf diese neue Bekanntschaft. Einige Zimmer im Hintergeschoß des Hauses waren schnell für ihn in Bereitschaft gesetzt, und da Adolf um dieselbe Zeit erwartet wurde, freute man sich allgemein auf die nächsten Wochen, die der Abwechselung und Freude so viel zu bringen versprachen. Der junge van der Harrys war der Gegenstand aller ihrer Unterhaltungen, man erschöpfte sich in allerlei Muthmaßungen und jedes

einzelne Mitglied der Familie entwarf sich ein anderes Bild von ihm. —

Am andern Tage in der Stunde der Dämmerung trat ein junger Mann ins Zimmer und kündigte sich als den Erwarteten an. Sein Aeußeres hatte so viel Imponirendes, die kräftige Jugendfrische eines unentweiheten Lebens, der melancholische Ausdruck seiner schönen Augen, das schwarze Haar, der schlanke und doch kräftige Wuchs, alle diese Vorzüge nahmen im Voraus für ihn ein, aber Rahel mit ihrer scharfen Beobachtungsgabe hatte auch alle seine Schwächen erkannt, und in ihrer gewöhnlichen satyrischen Laune flüsterte sie dem Bruder ins Ohr: „Ein junger Mann aus der Provinz, den wir bilden sollen! Ich werde schon das Meinige dazu thun müssen.“ Von diesem Augenblicke an war in dem jungen Mädchen die Lust rege geworden, den Fremden, den sie doch nur flüchtig beurtheilt hatte, zur Zielscheibe ihres Witzes zu machen; doch hielt die Gegenwart des Vaters ihren Uebermuth in Schranken.

Herr de Castro hatte den jungen Mann freundlich und herzlich bewillkommnet, und ihm leise Vorwürfe gemacht, daß er zuerst in einem Hotel ab-

gestiegen war. — „Und doch dürfen Sie nicht zweifeln, antwortete Benno, daß ich von Ihrer Freundlichkeit überzeugt war; ich hätte mir sonst wohl nicht erlaubt, Ihnen noch in dieser Abendstunde meine Aufwartung zu machen.“ —

„So werden Sie also nichts einzuwenden haben, wenn ich gleich jetzt Ihre Sachen holen lasse, damit Sie noch heute Ihre Wohnung bei uns einnehmen.“

„Wenn ich nicht befürchten muß, dadurch in Ihrem Hause irgend eine Störung zu verursachen, nehme ich Ihr Anerbieten gern an,“ antwortete Benno mit einer Zuversicht, die ihm sonst nicht eigen war, denn der herzliche Empfang von Herrn de Castro und seiner ganzen Familie hatte ihm wohl gethan. Das Gespräch ward auf diese Weise bald ein allgemeines. Richard bemühete sich, dem jungen Fremden die Annehmlichkeiten zu schildern, die das Leben in Hamburg bietet, wogegen dieser von seiner einfachen Lebensweise in Amsterdam erzählte. Rahel, die in ihrem Urtheile durch das immer freier werdende Benehmen Benno's sich fast getäuscht sah, wurde dadurch wieder darin bestärkt.

„Aber, ums Himmelswillen," unterbrach sie ihn, „wie konnten Sie es bei einem so einförmigen Leben in Amsterdam so lange aushalten, und warum sind Sie nicht schon längst zu uns gekommen?"

„Ich habe mich bis jetzt so glücklich gefühlt, mein Fräulein, daß ich keine Veränderung wünschte, und wenn ich dennoch über diesen Wechsel meines Aufenthaltes erfreut bin, dürfen Sie es nur dem gütigen Empfange zuschreiben, der mir bei Ihnen zu Theil wurde, und der mir die Hoffnung giebt, auch ferner meiner Lebensweise getreu bleiben zu dürfen."

„Also Sie sind ein Einsiedler aus Princip und gedenken Ihre Diogenes Rolle auch bei uns fortzuführen?"

„Doch nicht in dem Maaße, mein Fräulein, wie Sie es in Ihrem Scherze vorauszusetzen belieben; ich liebe nur die Gesellschaften nicht, in denen ich mich nicht behaglich fühle, und werde es stets dankbar zu schätzen wissen, wenn Sie mir vergönnen, die freien Stunden in diesem Kreise zu verleben."

„Aber wenn wir einen größeren Kreis um uns

versammeln, was wohl zuweilen geschieht, so wer- Sie uns wohl fliehen?"

„Ich darf hoffen, daß ich bei Ihnen nur Bekanntschaften machen werde, die Ihre Gesinnungen theilen und glaube, daß ich Ihre geselligen Vergnügungen gern theilen werde."

„So haben wir also Hoffnung," fiel Richard ein, „daß es Ihnen bei uns gefallen wird, und wenn es Ihnen recht ist, begleite ich Sie Morgen ins Theater. Sie werden dann gleich Gelegenheit haben, unsere schönste Schauspielerin in einer ihrer besten Rollen kennen zu lernen; man giebt ein Originalstück der Frau Birch-Pfeiffer, das sehr gerühmt wird."

„Ich möchte mir das Vergnügen aufsparen, bis irgend eine gute Oper oder ein classisches Stück zur Aufführung kommt, und muß Sie also gleich bitten, Sich durch mich in Ihrem Vergnügen nicht stören zu lassen."

„Sind Sie nicht begierig, die Schönheit unserer Wilhelmi kennen zu lernen?" fragte Rahel; „ich versichere Ihnen, sie macht eine ausgezeichnete Toilette."

„Ich muß leider gestehen, daß weder ein Stück

der Birch-Pfeiffer, noch die Schönheit und Toilette einer Schauspielerin auf mich irgend eine Anziehungs-Kraft ausüben."

„Wissen Sie wohl, Herr van der Harrys, daß Sie mit einer solchen Aeußerung unser ganzes Geschlecht beleidigen?" fiel Rahel in die Rede.

„Das war nicht meine Absicht, mein Fräulein, und habe ich es wirklich gethan, so will ich bei der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts dafür um Verzeihung bitten."

„Aber Sie sagten doch eben, daß Sie gegen Schönheit gleichgültig wären, und das klingt aus dem Munde einen jungen Mannes sehr sonderbar?"

„Ich achte nur die Schönheit weniger, welche nichts weiter als schön ist, und glaube, daß manche Schönheit viele schönere Eigenschaften vermissen läßt."

„Sie glauben doch nicht gar, daß in unserer Zeit ein junges Mädchen die Küchenschürze vorbinden soll," erwiederte Rahel etwas spöttisch.

„Ich habe mich noch nicht überzeugen können, mein Fräulein, daß die Beschäftigung mit dem

Haushalte eine Untugend sei oder andere Tugenden ausschließe."

„Sie gehören also zur Klasse der Tugendhelden, die sich eine Frau nehmen, damit die Suppe zur rechten Zeit auf dem Tische stehe," sagte Richard, der nicht wenig Lust hatte, seiner Schwester Beistand zu leisten. „Da werden Sie bei unsern jungen Damen wenig Glück machen, so sehr Sie auch sonst dazu berechtigt sind."

„So werde ich mich glücklich fühlen, wenn Sie mir erlauben, daß ich mich auf Ihren Kreis beschränke, und ich werde sicherlich ferneren Umgang nicht vermissen."

„Da bedauere ich Sie, Herr van der Harrys," sagte Rahel spöttisch lächelnd, „denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich durchaus nicht zu Ihren Ansichten bekenne, und mit andern Beschäftigungen so überhäuft bin, daß ich die Besorgung des Hauswesens unseren Domestiken überlasse, die überdies so treue und ordentliche Leute sind, daß Sie bei uns Ihre Bequemlichkeiten nicht vermissen werden."

Benno ward durch den Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, noch mehr als durch ihre Bedeutung verletzt; er hatte sich diesem Kreise

anfangs mit ungewöhnlicher Wärme hingegeben, und jetzt, da er sich so enttäuscht sah, und auch hier nur Eitelkeit und Vergnügungssucht, wie er in seinem Sinne wähnte, antraf, ward er um so mehr befangen und hütete sich fast, seine Ansichten noch weiter mitzutheilen. Noch mehr Leid that es ihm, daß gerade Rahel es war, welche ihm so spöttisch begegnete; sie hatte anfangs einen sehr angenehmen Eindruck auf ihn gemacht, und er hatte schon der Hoffnung Raum gegeben, in diesem schönen Mädchen eine Geistesverwandtin zu treffen. Es war ihm daher sehr angenehm, daß gerade jetzt Herr de Castro ins Zimmer kam, der die Befangenheit, welche sich diesem Kreise mitgetheilt hatte, gleich bemerkte, und das Gespräch auf die kaufmännischen Verhältnisse Amsterdams brachte, wodurch Benno veranlaßt wurde, sich mehr mit dem Herrn vom Hause als mit seiner schönen Tochter zu unterhalten; später trat Laura noch ein, die als Freundin des Hauses die Abendstunden oft in diesem Kreise zubrachte; Benno aber blieb den Damen gegenüber befangen, denn er fühlte sich verletzt, und als er auf sein Zimmer geführt wurde, bereuete er, den Wünschen seines Vaters nachgegeben zu haben.

Er nahm sich aber vor, auszuharren, so lange es möglich wäre, und damit der treue Freund nicht fehle, wollte er schon am andern Morgen ein Piano auf sein Zimmer bringen lassen, wobei er auf Richards Bereitwilligkeit rechnete. —

Ein junger Zelot.

Benno van der Harrys an seinen Freund.

Lieber Theodor!

Zum ersten Male schreibe ich Dir aus der Fremde; ich würde sagen aus der neuen Heimath, denn mein Vater wünscht sehr, daß ich hier eine Zeitlang meine Heimath finde, aber ich weiß jetzt schon, daß ich hier ein Fremder bleiben werde; ich passe nicht hierher, werde hier nicht verstanden, und muß mein einsames Leben hier fortsetzen, wie ich es in Amsterdam geführt habe, seitdem Du mich verlassen hast. Vor einigen Tagen kam ich hier an, von meinem Vater mit Empfehlungsbriefen und guten Rathschlägen wohl versehen. Meine Reise war ziemlich langweilig; der Capitain des Schiffes war fast der Einzige, mit dem sich ein vernünf-

tiges Wort reden ließ, und ich war recht froh, als wir in den Hafen einliefen. Obschon es bereits in der Dämmerung war, als ich meine Toilette im nächsten Gasthofe einigermaßen geordnet hatte, ging ich doch noch zu der Familie de Castro, wo ich, wie ich wußte, erwartet wurde, denn mein Vater hatte mich schon früher angemeldet. Ich muß Dir gestehen, daß ich mit klopfendem Herzen diesen Weg antrat. Ich soll einige Zeit in diesem Kreise leben, wie mein Vater es sehnlichst wünscht, und selbst wenn es mir da nicht gefiele, muß ich also ausharren.

Um so größer war meine Freude, als ich mit außerordentlicher Herzlichkeit empfangen wurde, so daß es mir anfangs schien, als würde ich sehr gern in diesem Kreise bleiben. Aber schon nach einer Stunde wurde ich theilweise enttäuscht, und ich weiß in der That nicht, wie in acht Tagen mein Urtheil ausfallen wird: Wie ich Dir heute meine Umgebung schildere, erscheint sie mir auf den ersten Eindruck, und dieser ist freilich sehr oft der richtige und maßgebende. Dennoch will ich Dir gestehen, daß ein wenn auch nur geringer Grad von Mißstimmung, eine Folge der Reise und der Ent-

fernung vom älterlichen Hause, und besonders auch die Ungewohntheit der Ansichten, denen ich hier begegne, ganz besonders auf mein heutiges Urtheil Einfluß haben könnten. Aber mit der Freimüthigkeit, die mir eigen ist, werde ich mich selbst verbessern, wenn ich mich nachher überzeuge, daß ich Unrecht hatte.

Also höre! Die Familie besteht aus dem Herrn de Castro, seiner Frau, zwei Söhnen und einer sehr schönen und geistreichen Tochter. Herr de Castro ist ein alter Freund meines Vaters; sie kennen sich seit einer langen Reihe von Jahren, haben sich in früherer Zeit mitunter besucht, und achten sich gegenseitig sehr hoch. Mein Vater sagte mir von ihm: Du findest in Herrn de Castro, was Sitte, Lebensweise und Ansichten betrifft, ganz mich selbst wieder, und wirst ihn achten und lieben lernen! — Ich glaube, mein Vater hat sich geirrt, oder sein Freund hat sich geändert. Herr de Castro ist gewiß ein sehr braver Mann, er ist auch ein frommer Jude und ist streng in seinen Ansichten über unsere heilige Religion, aber — das muß ich an ihm tadeln — er buhlt um die Gunst vornehmer Christen. Ich hasse das, weil es uns

erniedrigt, weil es unserer unwürdig ist, und werde es nie und nimmermehr thun. Man begegnet uns mit Verachtung, man sagt's uns in's Gesicht: wir haben eine Idiosynkrasie gegen Euch, und schämt sich dieses Eingeständnisses nicht einmal, und ich, ich sollte nicht auch sagen dürfen: „weil Ihr Euch nicht schämt, mich zu verachten, will auch ich mich nicht schämen, Euch zu verachten, denn ich habe mehr Grund und Recht dazu. Ich verachte Euch Eurer Engherzigkeit, Eurer Vorurtheile wegen, ich verachte Euch Eurer Ungerechtigkeit, des Druckes wegen, mit dem Ihr uns belastet, und ich auch darf von Idiosynkrasie Euch gegenüber sprechen, und weil ich mich selbst achte, kann ich Euch nicht achten und will fern von Euch bleiben! Aendert Eure Gesinnungen, bewährt es durch die That, erhebet Euch zu der Humanität, die Eure Frommen im Munde führen, selbst indem sie ihre Opfer binden, und versöhnt will ich Euch die brüderliche Rechte reichen. Aber so lange dies nicht geschehen ist, so lange Ihr meine Tyrannen seid, so lange sei es fern von mir, mich um Eure Gunst zu bemühen. Ich kann und werde nicht in den Staub hinsinken!" —

Vergieb meinen Eifer, mein Freund. Er erwacht in mir, wenn ich mir vorstelle, mit welcher fast kriechenden Zuvorkommenheit in dem — beiläufig bemerkt, äußerst glänzend und modern eingerichteten — Hause des Herrn de Castro namentlich vornehme und reiche Christen aufgenommen und bewirthet werden, und wie diese das auch wohl merken, und da übermüthig und stolz die Herren spielen, wo sie eigentlich nur Gäste sind! O! ich höre es in meinen Gedanken, wie sie lachen und spotten, wenn sie in ihrem Hause sind — über die Eitelkeit des reichen Juden! —

Wohl ist Herr de Castro ein aufrichtiger Jude, aber er ist es nur in seinem Cabinet und auf seinem Platze in der Synagoge — in seinem Hause und im Leben hat er den Juden abgestreift, so gut es nur eben anging. Dahin führt dieses Buhlen um Christengunst. Kein Wunder also, wenn seine Kinder vom Judenthum wenig wissen, und keine besondere Achtung vor demselben haben. Seine Frau ist eine brave Hausfrau, die das Haus besorgt, und sonst Alles an sich vorübergehen läßt! Sie freuet sich, wenn Andere sich freuen, und kümmert sich sonst um nichts. Der älteste Sohn, ein

Kaufmann, ist gerade so viel Jude, als ich ein Christ bin, das heißt, er ist eigentlich gar kein Jude, und wenn er das nicht offen ausspricht, obgleich seine Handlungsweise es deutlich genug besagt, so geschieht es aus Dank gegen seinen Vater, weil dieser so tolorant gegen ihn ist, ihn machen zu lassen, was er will und seine Indifferenz ignorirt, „weil die jungen Leute einmal nicht anders zu machen sind.“ Ein jüngerer Sohn ist eben als Doctor der Medicin von der Universität zurückgekehrt. Dieser ist eine andere Erscheinung. Er schwärmt für das Judenthum, ohne Jude zu sein; er spricht immer davon und handelt nicht als Jude, er liebt das Judenthum, und behauptet von sich mit großem Stolze, daß er ein Cosmopolit sei! Du wirst Dir das kaum denken können, und doch ist dem in der That so! Ich habe schon viel mit ihm gesprochen, aber wir kommen immer mehr auseinander! In ihm zeigt sich das Resultat solcher Erziehung auf andere Weise, doch in ähnlicher Gestaltung. Sonst aber muß man diesen jüngeren Sohn seiner Charakterstärke wegen sehr hoch achten, während der ältere, Richard, eigentlich ein Genußmensch ist, und wenn ich nicht irre, nur materielle Freuden liebt!

Vom Besten und Schönsten spreche ich zuletzt. Das ist Rahel, die Tochter des Hauses. Ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, von blendender Schönheit und glänzender Geisteshelle! Ich gestehe Dir, daß ich das Wesen dieses Mädchens nicht erfaßt habe; manches ernste Wort habe ich wohl schon mit ihr gewechselt, und oft Gelegenheit gehabt, die Schärfe und Gewandtheit ihres Verstandes zu bewundern — aber immer und immer entgleitet sie mir wie ein Aal, und ich weiß um so weniger, welches ihre wahre Denkungsweise ist, da sie bei sehr fröhlicher Gemüthsart auch das Ernsteste durch eine geschickte Wendung in Lust und Fröhlichkeit hinüberzuspielen versteht. Und doch, wenn ich dieses Wesen genauer beobachte, sage ich mir oft, daß hinter dieser Fröhlichkeit und dieser muntern Schelmerei eine Tiefe des Geistes und eine Reinheit des Gemüthrs verborgen liegen, von der nur Wenige eine Ahnung haben. Dieses junge Mädchen ist die Seele und der Schutzengel des ganzen Hauses! Du solltest sie nur einmal sehen, nur eine halbe Stunde beobachten, und Du würdest eben so entzückt von ihr sein, als ich es bin! Aber ich habe mir vorgenommen, sie genau kennen zu

lernen, denn ich gestehe Dir gern, daß sie mich sehr anzieht, wenn gleich ich wohl schon in der ersten Stunde unseres Zusammenseins Ursache hatte; ihr wegen ihrer Neckereien zu zürnen. — Du sollst bald Näheres und Bestimmteres erfahren, meine nächste Schilderung soll ausführlicher sein! Bis dahin habe lieb wie immer

Deinen

Benno.

Der ersten Liebe goldne Zeit.

Mit außerordentlichem Jubel wurde am andern Tage Adolf bewillkommnet. Freudig umarmte der glückliche Vater den geliebten Sohn, den jetzt der Doctorhut schmückte, und eben so freudig umarmte Rahel den geliebten Bruder, und dachte dabei an die Freude, welche Laura empfinden würde, wenn sie jetzt an ihrem Platze wäre. Deshalb flüsterte sie auch gleich dem Bruder in's Ohr: „Du triffst Laura gegen Abend im Gartenhause." Die Mutter weinte vor Freude, als sie den geliebtesten ihrer Söhne ans Herz drückte. Richard und Benno waren ausgegangen, und begrüßten den Ankömmling etwas später.

Laura aber war gleich gekommen, denn sie hatte Adolf's Ankunft von ihrem Fenster aus

bemerkt. Das konnte nicht auffallen, denn Adolf war ihr Jugendfreund, und selbst wenn ihr Vater es gewußt hätte, würde er nichts dagegen eingewendet haben. Die beiden Liebenden drückten sich die Hand und sahen sich wonnetrunken in's Auge; was ihre Herzen fühlten und empfanden, lag in diesem Blick und in diesem Händedruck; in Gegenwart der Familie mußten sie sich Zwang anthun, und so groß auch die Freude des Wiedersehens war, wurde sie doch dadurch getrübt. Der ruhige Beobachter würde indeß bemerkt haben, daß sich hier zwei Herzen begrüßten, die sich näher standen, und die nur gezwungen den Ausdruck der Seeligkeit, die sie fühlten, unterdrückten. Es konnte nicht schwer sein, diese Blicke, dieses freudige Aufjauchzen zu deuten, man mußte verstehen, was in dieser hochklopfenden Brust sich regte, und nur die Sicherheit der Eltern und die langjährige Gewohnheit, Laura wie ein Kind der Familie zu betrachten, waren der Grund, daß sie die Freude der beiden Liebenden natürlich fanden. —

Eine Stunde später saßen die Liebenden Arm in Arm in dem Gartenhäuschen. Schnell und leicht entfernte sich Rahel. Sie gönnte beiden ihr

Glück, aber sie fühlte in ihrem Herzen etwas sich regen, das wie Sehnsucht sie berührte, und lange noch ging sie in den einsamen Gängen des Gartens umher. Wer ihr begegnet wäre, würde geglaubt haben, daß sie in tiefes Nachdenken versunken sei, aber sie dachte in diesem Augenblicke gar nichts, sie fühlte nur, ohne sich Rechenschaft von ihren Gefühlen geben zu wollen. Ein leichter Anflug von Traurigkeit überzog ihre sonst nur heiteren Züge, doch nur auf kurze Zeit, denn sie wollte sich solchen sentimentalen Stimmungen nicht hingeben, weil Lust und Heiterkeit bei ihr Grundsatz waren, und recht erwünscht war es ihr, daß Benno gerade jetzt in den Garten trat. Freundlich ging sie ihm entgegen und führte ihn umher; sie war heute weicher gestimmt, statt zu spötteln, suchte sie in die Ideen des Gastes einzugehen, sie fühlte das Bedürfniß, Jemand wohl zu thun, und gegen Benno hatte sie gut zu machen. Darum erschien sie dem jungen Manne heute eine Andere, er wußte nicht, welches Gesicht er für das wahre halten sollte, da er aber Rahel so liebenswürdig fand, da sie so ernst und ruhig mit ihm über Allerlei sprach, während sie im Garten umhergingen, that es ihm schon leid,

einem fröhlichen Kinde, einer muthwilligen Stunde wegen, in seinem Innern Unrecht gethan zu haben. Es that seinem Herzen wohl, daß sie ihm heute ganz anders erschien, denn er hatte es nur gar zu sehr gewünscht.

Adolf und Laura tauschten indeß auf's Neue die Versicherungen ihrer ewigen Liebe, sie durften sich jetzt sagen, was sie sich einander waren, was sie für einander fühlten, und konnten sich entschädigen für den Zwang, den die Verhältnisse ihnen auferlegten. Doch vermochte selbst die Wonne dieser Stunde nicht, ein leichtes Wölkchen der Trauer aus Laura's schönen Augen zu verscheuchen, und erst als Adolf, dem es nicht entgangen war, daß die Geliebte noch etwas Anderes als ihre Liebe dachte, in sie drang, und sie flehentlich bat, ihm zu sagen, was sie Trübes im Herzen verberge, da löſ'te sich die Trauer in Thränen auf und mit leise schluchzender Stimme sagte sie: „Ich fürchte für meine Zukunft, Du mein Geliebter, und je größer das Glück dieser Stunde für mich ist, je mehr ich mich nach ihr gesehnt habe, je mächtiger wird eine trübe Ahnung in mir und ruft mir

zu, — daß wir noch recht unglücklich sein werden!“ —

Und Laura lehnte sich an Adolf's Schulter und weinte still vor sich hin.

Adolf störte die Geliebte nicht in ihren Thränen, er tröstete sie nicht, denn auch sein Herz war voll trüber Ahnungen und er erkannte sehr wohl, daß er auf einen Kampf gerüstet sein müsse. Als aber Laura wie flehend das Auge zu ihm emporhob und ihn fragte: „Und Du hast kein Wort des Trostes für mich, mein Geliebter, oder fühlst Du es, wie ich es fühle und trauerst auch du, daß unser Glück mit trüben Schleiern umhüllt ist?“ Da ermannte sich Adolf und mit zuversichtlicher Stimme antwortete er der Geliebten: „Ich will Dich nicht täuschen, liebe Laura, und ich darf es nicht, ich will Dir die Schwierigkeiten nicht verbergen und sie nicht verkleinern. Das wäre von mir nicht recht gehandelt, und auch nicht klug. Ich habe es längst erkannt, daß uns nicht so leicht eine glückliche Zukunft erblühen wird, aber ich vertraue getrost der Macht unserer Liebe, und ich bin überzeugt, daß ihr heller Strahl auch durch die dich-

testen Schleier leuchten wird. Ich kann Dir nicht verhehlen, daß uns noch mancherlei Trübes bevorstehet, denn Du mußt den Muth haben, es zu ertragen, wie in mir die sichere Ueberzeugung lebt, daß wir sie überwinden werden. Unsere Liebe ist ein reines göttliches Feuer, das Gott auf dem Altar unserer Seelen angezündet hat und an unserer Liebe festhalten und nicht davon ablassen, das heißt Gott verehren: Was vermögen dagegen Satzungen, die Menschen gemacht haben, welche Macht haben dagegen Vorurtheile, die auf anerzogenen Irrthümern beruhen. Mein Vater ist glücklich in seinem Glauben und wird durch ihn beseligt, aber das Glück seiner Kinder ist ihm auch etwas werth, und er wird seine Gesinnungen zum Opfer bringen; Dein Vater liebt und schätzt mich, Du bist seine einzige Tochter, er wird also nachgeben, und unser Glück soll ihm beweisen, daß er wohl daran gethan hat. Und selbst wenn es uns nicht gelänge, die Einwilligung unserer Eltern zu erlangen, so folgen wir dem Gebote unserer Liebe. Wir suchen uns jenseits des Meeres eine neue Vaterstadt, und wenn wir die Unserigen auch

verlassen, werden wir sie deshalb nicht weniger lieben und nur bedauern, daß ihre Vorurtheile stärker waren, als ihre Liebe. Sei also getrost, mein geliebtes Mädchen, Du kannst stark sein, wenn Du willst; so sei es! Was auch kommen mag, halte fest an unserer Liebe, sie sei Dir ein leuchtender Stern in dunkler Nacht, und sicher wird sie uns führen in den Hafen des Glückes.“ Laura war beruhigt, wenigstens für den Augenblick, der Geliebte war ihre Stütze, ihr Alles, freudig gelobten sie sich, auszuharren, und dem Schicksale muthig entgegen zu schreiten.

Adolf versprach schon in den nächsten Tagen mit seinem Vater zu reden, und da man sich nicht zu lange Zeit von den andern entfernen durfte, traten sie in den Garten, wo ihnen bald Benno mit Rahel begegneten. Da sie zusammen in das Familien-Zimmer zurückkehrten, war ihre Abwesenheit durchaus nicht aufgefallen. Uebrigens fiel es Niemand ein, sie zu beobachten und so fehlte es ihnen in diesen Tagen nicht an Gelegenheit, sich allein zu sehen, wofür auch Rahel mit unermüdlicher Thätigkeit besorgt war.

Benno hatte in Adolf einen festen Charakter erkannt, und sich ihm mehr wie den Uebrigen angeschlossen! Rahel zeigte sich nachsichtig gegen ihn, so war auch er an diesem Abende recht froh und heiter geworden. —

Das Glück ist der Liebe hold.

Der folgende Tag sollte ein Festtag für die Familie werden; Herr de Castro wollte nämlich die Rückkehr seines Sohnes feiern.

Am Morgen dieses Tages erhielt Rahel folgenden Brief.

Meine liebe Freundin!

Ich will Ihr gutes liebes Herz einmal wieder in Thätigkeit setzen, und da ich weiß, daß Sie gern helfen, und daß es Ihnen Freude macht, helfen zu können, lasse ich jede Entschuldigung bei Seite, und spreche gleich von der Sache selbst. Eine Freundin in Paris hat mir eine junge Dame empfohlen, die sich mir heute vorstellte. Es ist ein gar liebes Mädchen, die Ihnen sicher gefallen wird. Mancherlei Familien-Unglück hat sie

veranlaßt, ihr Vaterland — Frankreich — zu verlassen, und auf den Rath einiger Freunde, namentlich des Grafen S., dem sie seit langer Zeit bekannt ist, faßte sie den Entschluß, nach Hamburg überzusiedeln. Sie ist schon einige Wochen hier, und denken Sie sich nur diese ich möchte fast sagen kindische Bescheidenheit, sie wollte mir nicht früher ihren Besuch machen, weil sie erfahren hatte, daß ich auf dem Lande wohnte, wo sie mich zu stören befürchtete. Und leider ist sie nun gerade heute gekommen, wo ich das ganze Haus noch voll Unordnung habe, was auch der Grund ist, daß ich Ihnen schreibe, denn am liebsten wäre ich selbst zu Ihnen gekommen. Die junge Dame hat hier bisher sehr wenige Bekanntschaften gemacht, denn sie scheint sehr schüchtern zu sein. Sie hat zwei jüngere Schwestern, die ganz allerliebste Kinder sind, mitgebracht, und will nun hier in Hamburg für sich und ihre Geschwister einen Erwerbszweig suchen; vorläufig möchte sie sich mit feinen Handarbeiten beschäftigen, am liebsten möchte sie aber Unterricht geben. Sie spricht französisch á merveille ist auch sonst sehr unterrichtet, und war schon eine Zeitlang Lehrerin. Ihre Wohnung ist im Hause des

Professor W. Sehen Sie zu, liebe Freundin, wie wir der jungen Dame helfen können; ich habe ihr bereits gesagt, daß Sie sie würden kommen lassen, und Sie werden nicht böse sein, daß ich so voreilig über Ihren Willen verfügte. Ich selbst werde zu allen meinen Bekannten und Freundinnen gehen, und mich zu ihrem eifrigsten Advokaten machen.

Guten Morgen, liebe Rahel! Ich habe schon erfahren, daß Ihr Bruder zurückgekehrt ist! Vergessen Sie nicht, ihn mir bald mitzubringen, und grüßen Sie ihn bestens von ihrer Freundin.

Therese von ....—

Rahel setzte sich sogleich an ihren Schreibtisch, und schrieb folgende Zeilen zur Antwort:

Meine liebe Frau Baronin!

Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie an mich gedacht haben, und mir gestatten, an Ihren „Glückspenden" Theil zu nehmen. Ich werde für Ihre protégée thun, was nur in meinen schwachen Kräften steht, und will sie noch in dieser Stunde aufsuchen, wenn gleich ich heute sehr in Anspruch genommen bin, denn zu Ehren meines Bruders sollen

sich heute alle seine Freunde bei uns versammeln.

Wenn es Ihnen möglich ist, schenken Sie uns heute Abend das Vergnügen Ihrer Gegenwart, und feiern Sie bei uns die Rückkehr zur Stadt. Ich will auch heiter und fröhlich sein, daß Sie noch mehr lieben sollen

Ihre ergebene Freundin
Rahel de Castro.

Diesen Brief gab Rahel dem Boten der Baronin gleich mit, und dann ließ sie, ohne erst große Toilette zu machen, anspannen und fuhr zu der jungen Französin.

Marie de la Creuse war in Paris geboren und erzogen. Ihr Vater war erster Buchhalter in einem bedeutenden Banquierhause, hatte als solcher einen ansehnlichen Gehalt, und stand bei seinem Chef in außerordentlicher Achtung. Einen großen Theil seiner Einnahme verwendete er auf die Erziehung seiner Kinder, namentlich der ältesten Tochter. Die

Familie gehörte unstreitig zu den glücklichsten; an Bildung des Geistes und an Vorzügen des Charakters und der Bildung stand sie so hoch, daß sie selbst in den besten und ersten Kreisen gern gesehen wurde; ihr richtiger Takt und die Würdigung ihrer Verhältnisse hielten sie jedoch ab, davon zu häufigen Gebrauch zu machen, und so lebten sie meistentheils in stiller Zurückgezogenheit, sich selbst und den Freuden, welche eine gegenseitige Liebe und Achtung von selber bietet.

Da brach das Unglück über sie ein. Mancherlei fehlgeschlagene Speculationen hatten den sicheren Grund des Hauses, in welchen Herr de la Creuse arbeitete, erschüttert, und wollte man nicht Alles verlieren, mußte das Geschäft aufgelöst werden. Das erforderte Mühe und Zeit, denn fortan galt nur das Prinzip, so viel als möglich aus dem Schiffbruche zu retten. Der treue Buchhalter verließ seinen Chef im Unglücke nicht, er achtete ihn um so höher, als er sah, daß der redliche Mann — ganz im Gegensatze zu so vielen Anderen — darauf bedacht war, Jeden seiner Gläubiger zu befriedigen, selbst auf die Gefahr hin, daß er als ein armer Mann ganz von vorn wieder be-

ginnen müsse. Solche redliche Gesinnungsart erweckte den Eifer des Herrn de la Creuse, er arbeitete die halben Nächte hindurch, und vergaß ganz seine Gesundheit zu schonen. Als nun nach einem Jahre die Geschäfte zu Ende geführt waren, und der Chef des Hauses eben daran dachte, seinem treuen Buchhalter eine andere Stelle zu verschaffen, und sich dann in eine kleine Provinzialstadt zurückzuziehen, da erkrankte Herr de la Creuse in Folge der vielen Anstrengungen, denen seine schwächliche Gesundheit nicht gewachsen war. Vergebens war die Hülfe der geschicktesten Aerzte von Paris, vergebens die treue Pflege einer liebenden Gattin und Tochter, welche sein früherer Chef mit tiefbetrübtem Herzen theilte, umsonst das heiße Gebet so vieler treuer Seelen, umsonst die Thränen des Schmerzes, welche an seinem Krankenlager vergossen wurden. Im Rathe der Vorsehung war es beschlossen, diese glückliche Familie mit harten Prüfungen heimzusuchen. Nach sechswöchentlichem Krankenlager starb Herr de la Creuse, und überließ seine Familie der Armuth und der Trostlosigkeit.

Den Armen bleibt nicht einmal der Genuß,

den Schmerz zu nähren und das Herz an den Leiden zu erquicken, er darf den süßen Erinnerungen nicht nachhängen, er darf die Freuden bitterer Zähren nicht genießen. Er muß sich losreißen von Allem, was sein Herz erfüllt, so schwer es ihm auch wird, denn die Gegenwart mit ihren Bedürfnissen lastet auf ihm. Madame de la Creuse erkannte dies wohl und sie raffte sich empor aus ihren Leiden, um für ihre Kinder zu sorgen.

Wohl ließ es der frühere Chef ihres verstorbenen Gemahls, der ein inniger Freund der Familie geworden war, an Unterstützungen nicht fehlen, doch war das, was er geben konnte, nur gering, und waren auch der Wille und der Fleiß der zärtlichen Mutter gleich stark und groß, und mochte sie darin auch von der ältesten Tochter noch so sehr unterstützt werden, konnte sie doch kaum so viel verdienen, als der kleine Haushalt bedurfte, und für die Erziehung der jüngeren Kinder konnte nichts gethan werden. Da erfuhr Marie, daß eine bedeutende Erziehungsanstalt in Lausanne eine Erzieherin suche, sie meldete sich zu dieser Stelle und erhielt sie auch, wobei ihr Graf S. durch seine Vermittlung sehr behülflich war.

Auch das noch mußte die betrübte Mutter ertragen; sie sah ein, daß ihre älteste Tochter auf diese Weise eine anständige Versorgung fände, und so schwer ihr auch die Trennung wurde, so willigte sie doch darein.

Zwei Jahre lebte Marie in Lausanne in den glücklichsten Verhältnissen; ihr Wirkungskreis war ihr lieb und theuer geworden, und da sie mit dem, was sie verdiente, die Mutter redlich unterstützte und über deren Wohl weniger besorgt zu sein brauchte, kehrte ihr angeborner Frohsinn bald wieder zurück. Sie war ja selbst kaum den Kinderjahren entwachsen, und ihr Sinn war immer einfach und kindlich gewesen; darum fühlte sie sich auch unter Kindern immer heimisch und tröstete sich, daß sie von der guten Mutter und den lieben Schwestern entfernt sein mußte. Sie war eine sanfte, gute Lehrerin, und die trüben Erscheinungen, welche das Schicksal ihr auferlegt, hatten ihren Charakter gestählt, und ihr eine Urtheilskraft und Festigkeit gegeben, die man bei einem so jungen Mädchen wohl selten findet. Da sie außerdem durch die sorgfältige Erziehung, welche sie genossen hatte, sehr unterrichtet war, vereinigte sie alle Ei-

genschaften in sich, welche sie zu einer guten Lehrerin machten. Kindlich, sanft, doch ruhig, ernst und fest, wenn's nöthig war, war es ihr bald gelungen, die Liebe ihrer Zöglinge zu erwerben; ihr liebevolles Wesen hatte ihr die Achtung und Freundschaft Aller, die ihr nahe standen, gesichert, und sie fühlte sich glücklich in diesem Kreise, ohne in ihrer Bescheidenheit nur zu ahnen, wie viel Glück und Seegen sie hier verbreitet hatte. In ihren Briefen an die geliebte Mutter konnte sie die guten Leute, in deren Hause sie lebte, die Liebe und Freundschaft mit der sie ihr, der Untergebenen entgegenkamen, nicht genug rühmen, ihre Zöglinge aber rühmten überall die gute Lehrerin, welche sie jetzt hatten, und die sie Alle so herzlich und innig liebten.

Auch dieses Glück währte nicht lange. Madame de la Creuse hatte seit dem Tode ihres Gemahls gekränkelt; der Schmerz war zu tief in ihr Herz gedrungen und sie tödtlich getroffen. Sie fühlte die Abnahme ihrer Kräfte, fühlte ihr Ende nahe, und veranlaßte die älteste Tochter zu ihr zurückzukehren. Marie zögerte keinen Augenblick; sie verließ den glücklichen Aufenthalt, gefolgt von den

Thränen und heißesten Segenswünschen ihrer Zöglinge und Freunde, und ging, wohin eine heilige Pflicht sie rief.

Vor zwei Jahren hatte sie am Sterbebette eines geliebten Vaters geweint, und jetzt schon weinte sie am Sterbebette der geliebten Mutter. Der Anblick der jüngern Schwestern, bei denen sie bald Mutterstelle vertreten sollte, das Vertrauen auf Gott, das tief in ihrer Seele lebte, gaben ihr Muth, diesen neuen Schlag des Schicksals zu ertragen. Wie ein Engel der Milde tröstete und schützte sie die theuern Kleinen, und als die sterbende Mutter ihr das Wohl der Geschwister in rührenden Worten auf die Seele band, sie Alle noch einmal wie verklärt anblickte, und dann den letzten Hauch ausathmete, da sank Marie aufgelöst in Schmerz, aber doch gläubig und hingebend neben dem Lager der Todten nieder, und betete: „Verlaß mich nicht, mein himmlischer Vater, daß ich meine Sendung erfüllen kann," und sie umarmte ihre Schwestern und rief unter Thränen: „Ich will Euch Vater und Mutter sein, der Herr wird mir seinen Segen dazu verleihen." —

— — — — — — — — — —

Sie hatte dem Grafen S., dem alten Gönner ihrer Familie, diesen Todesfall nach Hamburg berichtet, und dieser hatte ihr gerathen, die Heimath zu verlassen, und in einer deutschen Stadt eine neue Heimath zu suchen.

Als Rahel in das einfache, aber freundliche Zimmer der jungen Französin trat, das ihr Professor W. auf Bitten des Grafen S. in seinem Hause eingeräumt hatte, damit sie in der fremden Stadt eines würdigen Schutzes nicht entbehre, war sie nicht wenig überrascht, in ihr dieselbe junge Dame wieder zu finden, welche sie regelmäßig in den Vorlesungen des Grafen angetroffen und von der sie öfter mit ihrem Bruder Richard gesprochen hatte. —

Sie redete sie sogleich französisch an, weil sie annahm, daß der Fremden das Deutsche wohl weniger geläufig sei, eine Annahme, die sich in den meisten Fällen auch bestätigt, denn der Franzose giebt sich in den seltensten Fällen die Mühe, deutsch

zu lernen, erwartet aber dennoch mit der größten Bestimmtheit, daß jeder Deutsche ihn verstehe, in der That ist die französische Sprache jedem gebildeten Deutschen geläufig.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte Rahel de Castro in sehr liebevollem Tone, „daß ich so früh schon mir die Freiheit nehme, Ihre Einsamkeit zu stören, ich erhielt so eben einen Brief von der Frau Baronin Therese von B., die so gütig war mir Ihre Bekanntschaft anzuempfehlen.“

„So habe ich also das Vergnügen, Fräulein de Castro vor mir zu sehen,“ antwortete Marie noch etwas schüchtern, „und ich habe für ihre Güte nur meinen innigsten Dank abzustatten, denn mein kühnster Wunsch war nur der gewesen, mich Ihnen vorstellen und Ihrer Güte empfehlen zu dürfen, und nun bemühen Sie Sich gar in aller Frühe schon zu mir, solche außerordentliche Güte beschämt mich, denn ich weiß nicht, wodurch ich sie verdient habe!“

„Aber wer wird nur so sprechen, mein gutes Fräulein,“ entgegnete Rahel, die sich jetzt in der vergnügtesten Stimmung befand, und es Marie nicht wollte empfinden lassen, daß sie in der Eigenschaft

einer Beschützerin zu ihr gekommen war; „ich kenne Sie schon seit längerer Zeit, und dürfte mich eigentlich beklagen, wenn Sie mich gar nicht ein Bischen kennen. Haben wir uns nicht in jeder Woche regelmäßig zwei Mal zwei Stunden lang einander gegenüber gesessen, wenn der Herr Graf S. über französische Literatur Vorlesungen hielt. Sehen Sie, ich habe Sie gleich wieder erkannt, denn ich muß es Ihnen nur sagen, ich habe Sie immer sehr viel angesehen, aber Sie waren freilich viel aufmerksamer wie ich . . ."

„In der That, Fräulein, Sie beschämen mich durch Ihre Güte."

„O, lassen Sie doch das! Ich komme heute so früh zu Ihnen, weil ich später wohl schwerlich dazu Zeit gefunden hätte, denn wir feiern heute ein kleines Familienfest, zu dem noch manche Anordnung getroffen werden muß, und ich bitte Sie, daß Sie uns an diesem Abende das Vergnügen Ihrer Gegenwart schenken."

„Ich weiß nicht, mein Fräulein . . ."

„Oh, machen Sie nur keine Einwendungen, denn Sie haben es mit einem sehr eigensinnigen Mädcheu zu thun! Was ich mir einmal in den

Kopf gesetzt habe, das setze ich auch durch. Und Ihre lieben kleinen Schwesterchen, die bringen Sie mit, die sollen bei uns keine Langeweile haben, und ganz sicher eine kleine Gesellschaft finden, die für sie paßt. Ich schicke Ihnen um acht Uhr den Wagen, und lasse Sie nach Hause bringen, sobald Sie bei uns Langeweile empfinden, doch das wird hoffentlich nicht so gar früh sein. Und Morgen früh, wenn Sie ausgeschlafen haben, da besuchen Sie mich und dann wollen wir von andern Sachen reden! Vorläufig sein Sie nur ganz ohne Sorge, und betrachten Sie mich wie eine Freundin, der Sie vertrauen dürfen. Hier giebt es viele junge Mädchen, die gern bei Ihnen Unterricht nehmen werden, daß Sie in kürzester Zeit vollauf zu thun haben werden! Aber nun leben Sie wohl, denn Sie sehen wohl, daß ich noch nicht einmal Toilette gemacht habe.“

Und bei diesen Worten umarmte Rahel die junge Französin, die noch gar nicht begreifen konnte, wie so plötzlich so viel Glück über sie gekommen war, und war auch schon vor der Hausthür, sprang hurtig in den Wagen, und war längst verschwun-

den, als Marie immer noch träumend und sinnend am Fenster stand.

„Gott verläßt uns nicht,“ sagte Marie still vor sich hin, und ging ins Nebenzimmer zu ihren Geschwistern, um ihnen anzukündigen, daß sie heute Abend mit ihr in eine glänzende Gesellschaft gehen würden.

Als Richard nach der Börse in das Wohnzimmer seiner Eltern trat, denn auf den Wunsch seines Vaters und aus eigener Neigung fehlte er nie beim Mittagstische, kam ihm Rahel freundlich lächelnd entgegen und rief ihm zu: „Nun rathe einmal, wen ich heute getroffen habe?“ — Und zu ungeduldig, seine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „die schöne Französin aus den Vorlesungen ist es, die meine ich und keine Andere! Es ist ein himmlisches Mädchen, die Dir und Allen gefallen wird. Nur schnell bedanke Dich bei mir, denn ich habe sie auf heute Abend zu uns eingeladen, und sie wird kommen, sie hat es mir gleich zugesagt.“

Richard hatte Mühe, seine Freude zu verbergen; wäre Rahel in diesem Augenblicke weniger aufgeregt und mehr geneigt zum Beobachten gewesen, sie hätte das freudige Aufblitzen in seinen Augen wohl bemerkt. Adolf, der still am Fenster gesessen, war es nicht entgangen.

Richard war gleich nach aufgehobener Mahlzeit wieder fortgegangen, aber nicht um in sein Geschäft zurückzukehren, sondern um ungestört über Etwas nachzudenken, das ihm selbst noch nicht klar war. Er schlenderte über den Wall, ging wohl zwei Mal um das Alsterbassin, blickte in die klaren Fluthen und scheuete sich in sein eigenes Herz zu blicken. Er war in sehr aufgeregter Stimmung, so daß es ihm schwer ward, Ruhe zu finden. —

Erst als es schon anfing, dunkel zu werden, kehrte er ins Haus zurück, um sich umzukleiden. —

Wie auch die Glaubenseiferer polemisiren.

Herr de Castro war ein reicher Mann; er zeigte aber auch gern seinen Reichthum, er ließ hierzu keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen. — Diese kleine Schwäche mußte man dem guten alten Manne, der wohl ein wenig das Recht hatte, auf seine Reichthümer stolz zu sein, zu Gute halten; hatte er sich doch Alles sauer und mühsam erworben, war ihm doch nur dadurch die Achtung seiner Mitbürger zu Theil geworden — und er war zu klug und zu ehrlich, als daß er sich das nicht eingestanden hätte — und durfte er sich außerdem wohl sagen, daß er einen guten Gebrauch von seinem Gelde mache und schon manchen braven Mannes Glück begründet habe — warum sollte er nicht auch einmal zeigen dürfen, daß er den Beinamen

„der reiche Herr de Castro“ wohl verdiene? Auch war ihm die Rückkehr des Sohnes ein so freudiges Ereigniß, daß die Feier desselben wenigstens einigermaßen der Freude seines Herzens darüber entsprechen sollte. Von diesem Sohne hoffte er viel, sehr viel, er hatte ganz die Entschiedenheit, den kräftigen Willen und die Strebsamkeit seines Charakters, er war eben so streng in seinen Ansichten von Recht und Ehre, er war eben so stolz auf den eigenen Werth, er erkannte sich selbst in ihm wieder, während Richard Alles das wohl auch war, aber nicht in dieser Ursprünglichkeit und in dieser Fülle. Doch sollte das Fest über die Grenze einer Familienfeier nicht hinausgehen, und nur die näheren Bekannten waren dazu eingeladen. Für größere Festlichkeiten bot der bevorstehende Winter immer noch Gelegenheiten genug, und die Zahl der Freunde war überdies schon ziemlich zahlreich. Außerdem hatte Richard ein für alle Mal das Recht, seine Freunde hier einzuführen, und wenn Richard Jemand mitbrachte, so, das wußte man im Voraus, war es eine „berühmte“ oder doch eine interessante Persönlichkeit“ und so wurde die Gesellschaft durch dergleichen Gäste noch anziehender und die Soireen

des Herrn de Castro standen in dem Renomme, daß man hier Alles antreffe, was sich in der Kunst und in der Literatur einen Namen erworben hatte. Richard schwärmte für interessante Bekanntschaften und diese ließen sich gern einmal in diesen Kreisen sehen oder hören. Es galt sogar für eine Auszeichnung, hier eingeladen zu werden, die trefflichen Diners und die anderen Vergnügungen dürfen dabei auch in Anschlag gebracht werden. Richard ließ den Glanz der Celebritäten gern auf sich scheinen und bildete sich um so leichter ein, daß er davon ein wenig verklärt wurde, weil er auf dem Gebiete des Wissens und der Kunst nicht unwissend war, und sich doch auch sagen durfte, daß ihm die Anregungen, welche solche Neigung verschaffte, wirklich ein geistiger Genuß und ein geistiges Bedürfniß für ihn waren. Anders war es bei den übrigen Mitgliedern der Familie; der Vater war stolz darauf, noch mehr die Mutter — die von den Fremden ihre Küche und ihren Keller gern rühmen hörte, und noch mehr Rahel, die am andern Tage noch von den Vergnügungen schwärmte, diesen oder jenen berühmten Mann im eigenen Hause gehört, gesehen, mit ihm gesprochen zu haben, und die

dann am andern Morgen zu ihren Bekannten fuhr und — nicht von der Gesellschaft, sondern — von den fremden Künstlern und Gelehrten sprach, deren Bekanntschaft sie gemacht hatte, und dann auch gleich ihr Urtheil über diese Persönlichkeiten abgab, das freilich mitunter etwas sehr vorschnell ausfiel.

An diesem Tage war der große Saal, dessen Thüren und Fenster nach dem Garten gingen, für die Gesellschaft bestimmt. Trotz der größten Einfachheit zeigte dieses Zimmer den besten Geschmack, und hier fühlte man sich am wohlsten und behaglichsten, wozu die Nähe des Gartens auch wohl beitrug. Rings an den Wänden waren mit rothen Sammt überzogene Divans angebracht, die Wände selbst und das Plafond hatten schöne Fresco-Malereien, die Scenen aus der Hamburgischen Geschichte darstellten, weshalb die Freunde des Hauses ihn scherzhaft den patriotischen Saal nannten; roth seidene Gardinen dämpften das Licht des Tages bis zu einem Dämmertone herab, und wenn in dem Kamin an einem Ende des Zimmers ein helles Feuer knisterte, und am andern Ende Jemand recht phantastisch das Klavier spielte, konnte es Einem

in diesem melancholischem Zimmer recht sonderbar zu Muthe werden. Heute freilich war von dieser Stimmung nichts zu bemerken. Die Familie Klinghammer war zu Tische eingeladen worden, außerdem ein Fremder: Dr. Falk nämlich aus Königsberg, der für den Augenblick in Hamburg eine hervorragende Persönlichkeit war, denn er hatte eine Christin geheirathet, ohne sich taufen zu lassen, und zwar gegen den Willen der Regierung. Im nahen Altona waren die Aktenstücke über seine Verhandlungen mit der Preußischen Regierung veröffentlicht worden, und daher schon seine Verhältnisse der Familie de Castro bekannt. Als es nun in den Zeitungen hieß, daß Dr. Falk mit seiner jungen Frau aus England, wo sie sich hatten trauen lassen, zurückgekehrt sei und sich vorläufig in Hamburg aufhalte, da hatte auch Richard nicht verabsäumt, seine Bekanntschaft zu machen, und wir sehen das junge Pärchen heute in den kleinen Zirkel gezogen.

Man kann durch solch eine That, wie denn überhaupt durch irgend etwas, das Effect macht, sehr leicht der Mann des Tages werden. Hätte Dr. Falk eine Jüdin geheirathet, wäre er schwerlich in weiteren Kreisen bekannt geworden, so sehr er

auch durch Tüchtigkeit der Gesinnung und durch Liebenswürdigkeit sich auszeichnete, denn mit seinen Tugenden und Vorzügen stand er im Niveau der Gesellschaft; er hatte aber den Muth gehabt, etwas Außerordentliches zu thun, sogar selbst darüber zu schreiben, und dadurch hatte er — wenn gleich ohne Absicht — das Auge der Welt auf sich gezogen.

Während der Mahlzeit erzählte Dr. Falk seine Geschichte; die junge liebenswürdige Gattin erröthete mehr als ein Mal, sich so zum Mittelpunkte und zur Heldin der ganzen Unterhaltung gemacht zu sehen, und war innerlich recht froh, an Laura undan Rahel fröhliche Gesellschafterinnen gefunden zu haben; wenn ihr auch von der ganzen Unterhaltung kein Wort entging, schien sie doch nicht darauf zu achten und war so wenigstens von der Theilnahme am Gespräche dispensirt. Kaum auch hatte man die Mahlzeit aufgehoben, als sie die beiden jungen Damen bat, ihnen den schönen Garten zu zeigen, ehe die Nacht hereinbräche und Dr. Falk ließ sich von Richard eben dahin führen. Die Flitterwochen waren noch nicht vorüber und bekanntlich folgt der Ehemann um diese Zeit Schritt auf Schritt seiner jungen Frau. Gern wäre auch Adolf den jungen

Leuten in den Garten gefolgt, denn er hatte mit Dr. Falk recht viel zu reden, aber er mußte jetzt noch mehr hören, was für den Augenblick für ihn weit wichtiger war.

Wie er es erwartete, so geschah es auch. Kaum hatten sich die jungen Leute aus dem Saale entfernt, als der alte Herr Klinghammer sich offen auszusprechen begann.

„Davon haben unsere Väter sich auch nichts träumen lassen,“ sagte er, „daß die Religionen einmal ganz verschwinden werden. Ich möchte nur wissen, was die Preußische Regierung sagen wird, wenn die nun nach Königsberg zurückkommen. Der Fall ist ganz eigenthümlich. Erst verbietet die Regierung die Heirath oder will sie doch nicht gestatten, was nach meiner Meinung ganz dasselbe ist, und nun da sie doch vollzogen ist, muß sie entweder gegen ihre frühere Bestimmung, also gegen sich selbst, sprechen, und dann giebt sie nur zu erkennen, daß alle Leute, die sich in solchem Falle befinden, nach England oder meinetwegen nach Holland oder Frankreich gehen können, um dort zu erlangen, was Preußen ihnen nicht geben will oder geben kann, oder die Regierung bleibt sich conse-

quent, und dann wären die Kinder aus solcher Ehe wie natürliche Kinder anzusehen, und nicht einmal erbfähig, ich denke, da wird noch etwas geschehen, und weil ich nun einmal die Sache kennen gelernt habe, will ich sie auch weiter verfolgen, denn hoffentlich hören wir noch etwas davon." —

„Ich betrachte die Sache gar nicht vom juridischen Standpunkte aus," nahm Benno das Wort; „was die Regierung oder das Gesetz dazu sagen, ist mir durchaus gleichgültig, und ich möchte nur bemerken, daß nach meiner Meinung die Regierung in ihrem vollen Rechte ist, die Erlaubniß zur Einsegnung solcher Ehen zu verweigern, denn wenn es überhaupt die Pflicht des Staates ist, das moralische Wohl seiner Unterthanen zu überwachen, muß dies gerade ganz hauptsächlich in solchen Verhältnissen geschehen, welche die Ehe betreffen, weil durch dieses heilige Band der Mensch eben so glücklich wird, als er unglücklich werden kann, und gerade die Ehe die hauptsächlichste Stütze der menschlichen Gesellschaft ist. Und eben so wenig, wie ich mir eine Ehe zwischen nahen Verwandten als möglich denken kann, eben so wenig kann ich

mir dieses innige Verhältniß zwischen Juden und Christen denken."

„Ich kann Ihnen aus meinem Lande den kräftigsten Beweis für meine Behauptung bringen, denn bei uns findet bekanntlich in den politischen Rechten durchaus kein Unterschied statt, und der Jude gilt im Staate gerade so viel und so wenig als der Christ; wir sind ja die von allen deutschen Juden, ich sage leider mit Recht, Beneideten und glücklich Gepriesenen, und man bezieht sich immer auf uns, wenn man zeigen will, daß es dem Staate durchaus nichts schadet, wenn er die Juden emancipirt. Aber es ist dennoch bei uns noch nicht vorgekommen, daß ein Jude eine Christin heirathete, oder umgekehrt, und Niemand fällt es ein, zu denken, daß es möglich sein könnte!" —

„Aber, lieber Herr van der Harrys, Sie sehen ja doch, daß es möglich ist, und was heute in Preußen passirt, kann ja morgen in Holland vorkommen. Wozu hätten wir denn unsere Eisenbahnen? die verbinden und verknüpfen nicht nur Städte, Länder und deren Bewohner, sondern auch deren Sitten und Gebräuche und deren Unsitte und Schwärmerei, wie's kommt, die ganze Welt wird

eins, und leicht kann es geschehen, daß ein kleiner Staat von einer solchen Masse Fremdartigen und Falschen überschwemmt wird, daß man sich davor kaum retten kann. Und da giebt es nur ein Mittel, das Böse abzuhalten, und das ist das Gesetz. Die kräftige Handhabung der Gesetze ist in einem Staate die erste und nothwendigste Hauptsache.“ —

„Aber Sie haben ja eben in diesem Falle gesehen, mein werther Herr Senator,“ erwiederte Benno lächelnd, „daß das Gesetz nicht ausreicht und daß man es sehr bequem umgehen und dabei noch eine kleine Vergnügungsreise machen kann! Darum bleibe ich bei dem, was ich sagen wollte: die Religion, das Judenthum allein ist ein sicherer Damm vor solchen Ueberschreitungen; derjenige, dessen Herz sich zu einer Christin hingezogen fühlen kann, hat aufgehört ein Jude zu sein, denn wenn in seiner Brust noch ein Fünkchen für die angestammte und angeborne Religion übrig wäre, wenn er den Glauben der Väter noch nicht ganz von sich abgestreift hätte und die Brüder im Glauben ihm noch nicht gleichgültig geworden wären, da würde in ihm eine Scheu vor solcher

Verbindung lebendig werden, noch mehr, eben diese Scheu, die man wohl fühlen, aber schwerlich definiren kann, die würde ihn von Anfang an abgehalten haben, sein Herz einer Christin zuzuwenden, und er würde das eheliche Zusammenleben mit einer Christin von Anfang an für eine unmögliche Sache gehalten und sein Herz vor solchen Eindrücken behütet haben!“

Benno hatte mit einem fast ungewöhnlichen Lächeln diese Meinungsäußerung begonnen, weil er sich des Sieges gewiß glaubte und den Herrn Senator sicher für seine Ansicht zu gewinnen hoffte, aber im weiteren Verlaufe der Rede hatte sein Ton eine Begeisterung angenommen, die es wohl fühlen ließ, daß er von dem, was er sagte, erfüllt und durchglühet war. Sein Auge glänzte, sein Wort klang freier und kräftiger, und schöner noch war der junge Mann anzuschauen; der alte Herr de Castro betrachtete ihn mit Entzücken, und was er dachte, braucht hier nicht erst errathen zu werden. — Benno aber fuhr fort: „Glauben Sie mir, mein Herr, so wie ich, so denken alle Juden, und wer anders denkt, der ist kein Jude mehr. Das ist nicht Haß, nicht Verachtung, nicht Gering-

schätzung gegen Andersdenkende, das ist nur die innigste Ueberzeugung, daß unsere Religion, wie sie die erste war und sich bis auf heutige Zeiten rein von allem Aberglauben erhalten hat, durchaus getrennt bleiben muß von allen andern Religionen, wenn sie ihren Zweck, nämlich die Hütung der Wahrheit bis zu der Zeit, da sie überall Eingang finden wird, erfüllen soll, und daß sie keine Zersetzung und Vermischung duldet, und ferner noch die Ueberzeugung, daß ohne Religion, ohne Glauben, ohne Ehrfurcht vor den göttlichen Satzungen und vor den Ueberlieferungen unserer Väter, ferner ohne jene heilige Scheu vor den angeerbten Sitten und Gebräuchen, in denen der Keim von so vielem Guten und Edlen liegt, kein wahres Glück zu denken ist. Jene Menschen, die sich erhaben dünken über so viele andere, die mit Füßen treten, was Andere verehren, die verspotten, was Andere heilig halten, die sich selbst genug sind und in ihrer altklugen Meinung glauben, die Welt aus ihren Angeln heben zu können, die sind nicht wahrhaft glücklich, und deren Glückseligkeit ist nicht von Dauer, und hält in diesem Leben, in dem Freuden und Leiden so oft wechseln, nicht Stich!

Der Mensch muß glauben, der Glaube hält ihn aufrecht, und glücklicher ist noch der, welcher einen falschen Glauben, als der, welcher gar keinen Glauben hat.“

Als Benno seine Rede beendet hatte, herrschte eine augenblickliche Stille im Saale, wie es in einer Gesellschaft mitunter vorkommt, wenn plötzlich Jeder still ist und nicht das rechte Wort der Erwiederung zu finden weiß. Das Sprüchwort sagt, daß dann ein Engel durch's Zimmer gehe, und die Gefühle waren in diesem Augenblicke so heilig, so rein, daß der Ausdruck ganz passend schien.

Die Thür zum Garten stand offen, Rahel und Laura, **Dr.** Falk und seine junge Frau gingen eben vorüber, da benutzte Benno diesen stillen Augenblick und entschlüpfte in den Garten. Sein Herz zog ihn zu Rahel hin, er hatte schon lange genug seine Sehnsucht bezwungen. —

Adolf fühlte sich von dem, was er eben gehört hatte, tief bewegt; sein Muth und seine Hoffnungen waren nicht niedergeschlagen, aber er erkannte, daß ihm ein mächtiger Kampf bevorstand,

und er hatte sich im Stillen vorgenommen, nicht zu ermüden und nicht nachzugeben.

Er war eben im Begriff, seine Ansichten zu äußern, weniger wohl in dem Glauben, daß sie den Sieg davon tragen würden, als nur um zu sehen, welchen Eindruck sie auf seinen Vater und den Vater seiner Braut machen würden, da nahm der alte de Castro das Wort.

„Ein trefflicher junger Mann,“ sagte er, „da sieht man, was Erziehung macht, und solche Erziehung kann man einem Kinde nur in Holland geben, wo man weit leichter geneigt ist, sich abzuschließen und sich auf sich zu beschränken. Wie aus meiner Seele hat Benno gesprochen. Jedermann weiß, daß ich die tolerantesten Gesinnungen hege, und in meinen Augen Jude, Christ oder Muhamedaner ganz gleich sind; Jeder ist in meinem Sinne ein rechtlicher Mann, der seinen Glauben in Ehren hält, und im Grunde kommen alle Religionen auf Eins hinaus; die freisinnigen Leute aber, die sich so viel darauf einbilden, daß sie alle Religionen entbehren, oder sich aus purer Wichtigthuerei gar neue machen und für ihren Unglauben Proselyten werben — wie die englischen Secten-

macher, die gar oft Betrüger sind, für ihren Fanatismus — solche Leute kann ich nicht lieben und ich kann ihnen kein Vertrauen schenken, denn ich muß immer glauben, daß eigennützige Absichten ihre Thaten leiten. Ich will wohl annehmen, daß es einzelne Ausnahmen giebt, aber diese sind unter die Rubrik der Schwärmer zu stellen, und Schwärmer sind am allerwenigsten zuversichtliche Leute. Ich kann auch nicht glauben, daß eine Ehe zwischen Jude und Christ auf die Dauer eine glückliche ist; der Abstand ist zu schroff, die Kluft selten auszufüllen, denn zu einem Eheverhältniß treten auch noch so manche Verwandtschaften, die in dieser Hinsicht schwerlich ein gleiches Urtheil haben. Und endlich, was soll aus den Kindern werden? Ich bin nicht abergläubisch, aber ich habe in meiner Familie eine solche Verbindung. Einer meiner Vettern heirathete in zweiter Ehe nach vielen Schwierigkeiten die Wittwe eines christlichen Predigers. Ich glaube, daß sie sich liebten, ehe Beide sich zum ersten Mal verheiratheten, aber der Wille ihrer Eltern war ihrer Verbindung so streng entgegen, daß sie beiderseitig verzichteten oder verzichten mußten. Nach einigen Jahren waren Beide

verwittwet, und da die Eltern während dieser Zeit gestorben waren und ihnen nun kein Hinderniß mehr im Wege stand, heiratheten sie sich. Sie leben sehr glücklich mit einander; sie zogen von hier fort und besetzten sich in Preußen, aber sie leben in größter Zurückgezogenheit, denn sie scheuen förmlich den Umgang mit Andern und ziehen sich von Allen zurück. Der Mann ist viel auf Reisen und die Frau begleitet ihn gewöhnlich; dabei muß ich bemerken, daß mein Vetter ein eben so aufrichtiger Jude in seinem Herzen, als seine Frau eine aufrichtige Christin ist. Die Ehe ist kinderlos geblieben. Fromme, nach meiner Meinung abergläubische Juden betrachten dieses als eine gerechte Strafe des Himmels. Ich halte es für Sünde, solchen Glauben zu haben, und denke, daß die Strafe größer vielleicht wäre, wenn die Ehe mit Kindern gesegnet würde. Sollen die Knaben zu Juden und die Mädchen zu Christen erzogen werden, tritt das Unnatürliche des Verhältnisses noch greller hervor, denn leichter ist es, sämmtliche Kinder ohne Religion, als in verschiedenen Religionen zu erziehen; sollen die Kinder Juden werden, wird die Mutter dagegen sein, und sollen sie

Christen werden, wird es der Vater nicht dulden. Das einfachste Mittel zur Ausgleichung solches Verhältnisses ist, daß sämmtliche Kinder getauft werden, und dann bleibt ein jüdischer Vater immer eine Fatalität! Besser ist es noch — — — —"

Dr. Falk war schon vor einigen Augenblicken wieder herein getreten und hatte die letzten Worte des alten Streiters gehört. Er hätte gern geschwiegen, denn er wußte wohl, daß er den alten Mann eben so wenig wie Benno zu seinen Ansichten bekehren würde, aber der Eifer, seine Sache gegen Jedermann zu vertheidigen, riß ihn fort und er konnte es nicht unterlassen, Herrn de Castro in die Rede zu fallen.

„Verzeihen Sie, mein sehr werther Herr," begann er, „daß ich noch einmal für eine Sache das Wort nehme, die mich so sehr beschäftigt und mich so nahe angeht. Ich bitte Sie nur, auch meine Ansichten in dieser Sache hören zu wollen, und ich bin überzeugt, daß Sie mir Recht geben werden."

Alles schwieg erwartungsvoll.

„Ich mache meinen Unterschied," fuhr Dr. Falk fort, „zwischen solchen Juden, die fest am Glauben ihrer Väter halten, und solchen, die die

Autoritäten ihrer Väter minder achten, als die eigene Vernunft. Es ist ganz gewiß wahr, daß ein frommer Jude an eine Verbindung mit einer Christin nicht denken wird, und wenn überhaupt davon die Rede ist, kann an solche nicht gedacht werden. Aber es giebt doch eine große Anzahl Juden, die anders, freier denken, die unabhängiger in ihrem Urtheil sind. Ich glaube wohl, daß Sie die Denkungsweise derselben nicht billigen, und ich bin hier weit entfernt, einer Vermittelung das Wort reden zu wollen oder nur überhaupt für eine Ansicht zu sprechen. In diesem Augenblick stelle ich mich über alle Parteien, ich bin ganz frei und unbefangen, und dasselbe verlange ich von Jedem und also auch von Ihnen. Sie werden mir also das Factum nicht abstreiten, Sie werden zugeben, daß es viele Juden giebt, die anders denken, wie Sie, und die durch Erziehung, durch Gewohnheit, aus Princip meinetwegen leicht dahin geführt werden können, sich in eine Christin zu verlieben, nun, sollten diese deshalb aufhören, Juden zu sein, sollten sie deshalb vor den Altar treten und sich zum Christenthum bekennen, das ihren Gesinnungen nicht näher steht als das Ju-

denthum, sollten sie also einen Meineid begehen und die Schaar der unglücklichen Brüder treulos verlassen, sollten sie aufhören, Juden zu sein, weil sie eine Christin lieben? Man kann dennoch mit größter Liebe dem angestammten Glauben zugethan sein, ihm gern jedes Opfer bringen, und doch sich mit einer Christin vermählen. Die kirchliche Gemeinschaft ist oft auch da noch ein Bedürfniß, wo die Idee, welche ihr zu Grunde liegt, längst anderen Ueberzeugungen weichen mußte, und . . ."

„Ich merke wohl, wo Sie hinaus wollen," fiel ihm der alte de Castro in die Rede, denn er konnte solche Aeußerungen gar nicht ruhig mit anhören, „Sie wollen uns glauben machen, daß man immer noch Jude ist und bleibt, wenn man Alles, was dem Judenthume eigenthümlich ist, längst abgestreift hat. Ich hingegen bin der festen Meinung, daß es besser ist, aus der Gemeinschaft der Juden zu scheiden, als ihr mit solchen Grundsätzen noch länger angehören zu wollen. Wenn man der Idee nach kein Jude mehr ist, kann man es in Wahrheit auch dem Stamme nach nicht sein. Ich nicht minder wie Sie kann mich über alle Ansichten erheben und mein Urtheil ist gewiß nicht minder

frei und unbefangen. Die Religion muß überall die Stütze des Lebens ausmachen, wo sie fehlt, da fehlt auch die Grundlage, welche zu einem würdigen Ehebande nothwendig ist, und also kann zwischen Juden und Christen kein Eheband bestehen."

„Auch dann nicht, wenn beide außerhalb ihrer angebornen Religion und zwar auf einem freieren Standpunkte stehen?" fragte Dr. Falk mit auffallender Ruhe.

„Auch dann nicht," erwiederte ihm Herr de Castro, „denn die Vorliebe für die Religion, in der wir geboren und erzogen, bleibt uns immer, wie Sie es ja selbst erwähnten, und Niemand kann Bürgschaft leisten, auch für den entschiedensten Freigeist nicht, daß er nicht einmal in seinen Ansichten sich ändere und zum Glauben sich zurückwende. Glauben Sie mir, ich spreche aus Erfahrung! Das Leben ist der größte Erzieher und seinen Einflüssen widersteht Niemand. Ich kenne Leute, die früher eben so dachten, wie Sie, und die jetzt sehr gläubige Juden sind; oft auch erst geschiehet solche Umwandelung auf dem Sterbebette. Und in solchem Falle muß ein Ehebündniß mit einer Christin später ein Gegenstand der Reue

werden und unglücklich machen, anstatt es beglücken sollte."

„Einzelne schwache Geister dürfen nicht als Beispiel dienen," antwortete **Dr.** Falk; „ich fühle es mit stärkster Gewalt in mir, daß ich nie meine Ansichten ändern werde, und wenn auch die härtesten Schläge des Schicksals mich treffen sollten. Ich will sie nicht kühn herausfordern auf mein Haupt, denn mein Geschick ist jetzt mit dem Geschick eines mir theuren Wesens auf ewig verbunden, aber was wahr ist, wird es mir ewig bleiben. Und so, wie ich, denken auch noch Viele, die mir gleich gesinnt sind!" —

Adolf hatte hier fast schüchtern an einen seiner Freunde erinnert, den Sohn eines reichen Tuchhändlers, der sich mit einer Christin aus Altona, einem jungen Mädchen, die er liebte, verheirathet hatte, und jetzt sehr glücklich lebte.

„Nennen Sie das ein glückliches Eheleben," fragte Senator Klinghammer, „wenn Ihnen die Bestätigung der Obrigkeit fehlt. Nach unserm Gesetz, eben so wenig wie nach dem römischen oder kanonischen Rechte, ist es nicht gestattet, daß ein Jude sich mit einer Christin ehelich verbinde, und so hat

dieses Paar nie die Hoffnung, daß ihre Ehe anerkannt werde."

Dr. Falk bat um nähere Mittheilung dieses Falles und Adolf genügte ihm in Folgendem: „das Paar wurde in Hull getrauet; hierher zurückgekehrt, machten sie behufs der Einregistrirung die nöthige Anzeige bei den Behörden, die aber ihren Consens verweigerte. Er wendete sich an den Senat, aber ohne Erfolg. Bei dieser Gelegenheit fiel noch der spaßhafte Umstand vor, daß die Behörde, Wedde genannt, die nachträgliche Zahlung der Gebühren verlangte, die durch die Trauung außer Landes ihr verloren gegangen waren, der Ehemann aber bezahlte sie nicht, weil der Senat seine Ehe nicht anerkennen wollte, und die Wedde mußte verzichten. Uebrigens steht die Familie in größter Achtung, die Kinder aus dieser Ehe führen den Namen des Vaters und die Rechte derselben sind anderweitig gesichert."

„So hat also die Neigung der Behörden oder eigentlich die Strenge des Gesetzes weiter keinen Einfluß auf das Glück des jungen Paares?" fragte Dr. Falk.

„Wenn in Ihren Augen der Mangel der

staatlichen Anerkennung so wenig bedeutet, hätten Sie Recht. Außerdem kann ich der Mittheilung unseres Freundes hier noch hinzufügen, daß man in diesem Falle wirklich gegen das einmal Geschehene mit einer Nachsicht verfuhr, die sich schwerlich wiederholen würde, wenn dergleichen Fälle öfter vorkommen sollten."

„Wie es mir in Preußen noch ergehen wird, weiß ich nicht," sagte Dr. Falk darauf, „aber ich finde, daß man in anderen Ländern viel freisinniger verfährt. In England bedarf es nur der Aussage zweier bewährter Zeugen, der Einwilligung der Eltern und sonst nichts, und man kann die Civilehe sogleich schließen, indem man sich einregistriren läßt; hat man in Hull einen Bekannten, braucht man sich dort behufs seiner Verheirathung nur einen Tag aufzuhalten; will man sich aber kirchlich trauen lassen, muß man des Aufgebotes wegen drei Wochen lang dort bleiben. In Dänemark giebt es viele Ehen zwischen Juden und Christen, das Gesetz ist eigentlich dagegen, aber der König hat bisher in allen Fällen von seinem Rechte Gebrauch gemacht und die Einwilligung zur Einsegnung solcher Ehen gegeben, und stellt

immer nur die einzige Bedingung, daß die Kinder aus solcher Ehe in der lutherischen Religion erzogen werden."

Hier wurde das Gespräch unterbrochen. Rahel führte Fräulein Marie de la Creuse und ihre zwei lieblichen Schwestern in den Saal.

So nah und doch so fern.

Seit jenem Abende, an dem sich Rahel freundlicher und nachsichtiger gegen Benno gezeigt hatte, war das Benehmen dieses jungen Mannes ein anderes geworden, er trat freier, sicherer auf, seine Befangenheit hatte sich verloren und er war heimischer in der Familie geworden und gewöhnlich auch gesprächiger.

Er hütete sich auch, von solchen Gegenständen zu sprechen, von denen er wußte, daß Rahel anderer Meinung darüber war, und auch Rahel hatte seltener den kleinen Stachel ihres Witzes herausgekehrt, weil es ihr wohlthat und ihrer Einbildung schmeichelte, daß der junge Mann sich zu ihr hinneigte, und sich sogar trotz seines Stolzes ihr unterordnete.

Auf Benno hingegen hatte Rahel's liebreizendes Benehmen, ihre Bildung, ihre Schönheit und ihre Anmuth einen tiefen Eindruck gemacht.

Gewohnt, sich seine Gefühle klar zu machen und sich von der Leidenschaft nicht überstürmen zu lassen, verleugnete er sich nicht, daß sein Herz für das schöne, kluge, und er wußte wohl auch gute Mädchen, lebhafter schlug, als er bisher für irgend einen Gegenstand empfunden hatte, wenn er sich darin keinen Zwang auferlegte und gern in Rahel's Gesellschaft war, hatte er sich doch vorgenommen, ihren Charakter genauer zu studiren und namentlich zu erforschen, ob Ansichten, die er für leichtfertig hielt, wirklich zu ihrem Wesen gehörten, oder ob sie nur ein momentaner Ausfluß ihrer muthwilligen Laune waren. —

Er hatte den Saal verlassen, weil er Rahel im Garten gesehen, und sich den jungen Leuten angeschlossen. Man hatte von Hamburg und von seinen Schönheiten erzählt, um die junge Frau des Dr. Falk darüber zu belehren, und als nun Benno hinzugetreten war, hatte Rahel ihre Worte vorzugsweise an ihn gerichtet, da er auch noch fremd in Hamburg war. Diese Aufmerksamkeit

that ihm wohl, er fühlte sich heiterer und glücklicher als sonst und als die junge Französin in den Garten trat und von Rahel freudig und herzlich bewillkommt wurde und sich nun Alles in den Saal begeben wollte, da suchte Benno die Einsamkeit auf.

Ohne daß es Jemand bemerkte, schlich er auf sein Zimmer, öffnete die Fenster, die auf den Garten gingen, und blickte still und heiter nach den ersten Sternen hin, die am Himmel sichtbar wurden. „Möchte mit dem Abendsterne auch mir ein leuchtender Stern aufgegangen sein" seufzte er still vor sich hin und bemerkte es kaum, daß der Saal jetzt hell erleuchtet wurde, so daß die Schatten auf den Blumenbeeten des Gartens sichtbar wurden. —

Rahel führte Fräulein de la Creuse zu ihrem Vater und stellte sie als ihre Freundin vor. Der alte Herr de Castro sagte ganz freundlich: „**Bon soir, ma chère demoiselle**, das ist Alles, was ich weiß, aber ich verstehe Sie, wenn ich auch

in Ihrer Sprache nicht mit Ihnen reden kann," und die junge Französin war über diesen eigenthümlichen, aber herzlich klingenden Empfang so erfreuet, daß sie in eben so freundlichem Tone und mit dem schon des Fremdartigen wegen schön klingenden Accent in deutscher Sprache antwortete: „Ich kann mit Ihnen auch deutsch sprechen, Herr de Castro, und meine kleinen Schwestern ebenfalls."

„O, das ist ja herrlich," sagte in gesteigerter Freundlichkeit der alte Herr, „nun wollen wir uns auch recht viel erzählen, denn hoffentlich werden Sie uns recht fleißig besuchen. Aber vorläufig lassen Sie mir die kleinen niedlichen Kinder, da sie doch schwerlich jetzt schon dem alten Manne werden Gesellschaft leisten wollen," und die kleinen Mädchen ließen sich nicht lange bitten und wurden bald heimisch in diesem Kreise.

Unterdeß war der Saal vollständig erleuchtet worden, und die kleine Gesellschaft saß auf den Divans in kleinen Gruppen umher, und nahm den Kaffee ein, der eben präsentirt wurde.

Die zwei alten Herrn, de Castro und Klinghammer, saßen auf ihren alten Plätzen, neben ihnen Madame de Castro, die eben in Begriff

war, die kleinen Mädchen ein wenig zu verziehen und ihnen Süßigkeiten zu reichen, die von dem Nachtisch übrig geblieben waren.

Dr. Falk hatte sich zu den älteren Herren gesetzt, die er früher verlassen hatte, und lieferte Ergänzungen zu dem, was er schon früher über seine Verheirathung erzählt hatte.

Am andern Ende des Saals saßen Laura, Rahel, Marie und die junge Frau des **Dr.** Falk; die jungen Damen hatten sich gegenseitig bald lieb gewonnen und verplauderten fröhlich die Zeit, bis die andern Gäste, welche man zum Abend erwartete, dieses trauliche Zusammensein stören würden. Adolf saß in der Nähe Laura's und Richard bemühete sich mit einer Schüchternheit, die man an ihm nicht gewohnt war, der sanften Marie so viel Aufmerksamkeit zu erweisen, als nur eben anging, ohne auffallend zu werden. —

Da wurden plötzlich wunderbare Töne laut. In der Nähe des Saales spielte Jemand das Piano und die Harmonieen drangen durch die geöffneten Fenster. Zuerst wurden leise Akkorde angeschlagen, dann lauter und lauter, und immer schneller, als ob der Schlag des Herzens immer

schneller würde, und immerfort ras'ten die Töne wild durcheinander, kein Gedanke war in ihnen zu erkennen. Die öde Wildniß eines Herzens war es, das sich hier in Tönen aussprach, und die Unruhe, die es verzehrte, in diesen stürmischen Akkorden wiedergab. Dann wurde die Musik ruhiger, langsamer und ging endlich in ein tiefgefühltes Adagio über, in sanfte Klagen, wie die Nachtigall klagt, daß sie den Geliebten noch nicht gefunden, wie ein unglückliches Herz klagt, daß es nicht verstanden wird. Und diese zarten Klagetöne führten zu düster und traurig klingenden Mollakkorden hinüber, als wenn nun die Sehnsucht und eine stille Verzweiflung das Herz ergriffen hätten, und in diesen Akkorden klangen die Töne noch lange fort und erregten wunderbar die Gemüther. Es war wie eine Schubert'sche Melodie, die man nicht versteht, nur fühlt, die ein egoistisches Herz gar nicht begreifen kann. Eine lange Weile dauerte diese Phantasie fort, bis sie mit einigen schrillenden Tönen, die wie ein gebrochnes Herz durch die Lüfte zitterten, plötzlich endete.

Der Spieler war Benno. In der Einsamkeit hatte die Sehnsucht ihn erfaßt; er setzte sich

an's Clavier und schaffte seinem gedrückten Herzen in Tönen Erleichterung.

Rahel hatte ihn verstanden, sie zerdrückte eine Thräne in ihren Wimpern, und Niemand bemerkte es. — — —

Marie aber hatte sich, ohne daß Jemand sie aufgefordert, nur getrieben von ihrem Gefühl, an den offen stehenden Flügel gesetzt und während noch Alle im stummen Nachdenken über das, was sie so eben vernommen, dasaßen, schlug sie einige Akkorde an, die süß und milde wie ein Wort des Trostes klangen. Und dann spielte sie weiter, sanfte beruhigende Harmonieen, die sich wie lindernder Balsam in das wunde Herz legten und alle Hörer mächtig ergriffen. „Glauben und Hoffnung" sangen diese Töne, und wie sie aus gläubigem und hoffendem Herzen kamen, beruhigten sie auch ein wundes, aber tieffühlendes Herz. Als Marie geendet, hatte Niemand in der Gesellschaft ein Wort des Beifalls für sie. Jeder fühlte, daß die Heiligkeit des Augenblicks dadurch entweihet würde; nicht einmal ein Laut unterbrach die Stille, welche während der ganzen Zeit im Zimmer geherrscht hatte. Rahel drückte Marie dankbar die Hand

und Richard stand mit tief bewegtem Herzen hinter ihrem Stuhl. Da trat Benno plötzlich in den Saal. Die zarte Antwort, welche Marie ihm zugesandt, hatte den wilden Sturm seines Herzens, den die Sehnsucht hervorgebracht hatte, wieder beruhigt, und Freude und Hoffnung waren in seine Seele wieder eingezogen. Aber er täuschte sich. Er glaubte, daß ihm Rahel diese Antwort gesandt habe, und that ihr schon im Herzen Abbitte, daß er sie manchmal für kalt gehalten hatte. Vielleicht auch hätten die Herzen sich jetzt gefunden, wenn die Einsamkeit sie zu einander geführt hätte, denn in ihrem Herzen hatte Rahel wohl ein tröstendes Wort für ihn. Aber gleich nach Benno traten einige der erwarteten Gäste ein, wodurch zugleich die Stille, welche jetzt anfing, peinlich zu werden, unterbrochen wurde. —

Eine Soirée à la Rue Lafitte.

Bunt und mannigfaltig bewegen sich hier die Gäste untereinander; man liebt es jetzt in Deutschland, französische Manieren einzuführen, der Pariser Salonton, der zu gleicher Zeit die größte Aufmerksamkeit und die höchste Nonchalance ausdrückt, hat auch bei uns Eingang gefunden! Auf die alte deutsche Gemüthlichkeit muß man verzichten, wie auf Etwas, das längst vorüber ist, oder sich doch nur in kleineren, meistens nur noch in niederen Kreisen findet, und die französischen Soirées, wie sie sich von den Zeiten des großen Ludwig bis zum Empire fortpflanzten und dann ausstarben, haben aufgehört, entweder weil man an diesen Geistesspielen kein Behagen mehr findet, oder weil der Franzose seit der Julirevolution zu materiell

geworden ist und für diese geistige Beweglichkeit keinen Sinn mehr hat. Die Herren damaliger Zeit sind ausgestorben und das Geschlecht blieb ohne Nachfolger. Was man jetzt noch trifft, ist eitel Copie. In Deutschland übrigens hat sich nie etwas Aehnliches gefunden. Der deutsche Geist ist zu schwerfällig, die deutsche Sprache zu ernst zu dergleichen pikanten Unterhaltungen, und in jener Zeit, als die französische Literatur in ihrer Blüthe stand, arbeitete sich Deutschland erst aus dem Grabe heraus; als seine großen Geister aber die Bahn angeebnet hatten, verstieg sich die Poesie bald in die Romantik oder verflocht sich zur Sentimentalität; eine Herrschaft des Geistes brach sich erst später auf ernsterem Gebiete Bahn. Daher muß man es immerhin als einen besondern Vortheil ansehen, daß sich wenigstens theilweise die französische Leichtigkeit bei uns eingebürgert hat.

In den Salons des Herrn de Castro ganz besonders bewegte man sich frei und leicht, der Wirth des Hauses sorgte gern für das Vergnügen Aller, aber er wollte auch nicht das Vergnügen Einzelner beschränken. Am heutigen Abend war dies um so mehr der Fall, als man sich nur in

engerem Kreise vereinigt und fast nur gute alte Bekannte fand. Theilweise waren sie ohne alle Einladung gekommen, weil sie die Gastfreundschaft des Hauses kannten und von Adolfs Ankunft gehört hatten, theilweise hatten Rahel und Richard für die Einladungen Sorge getragen. Außer einigen jüngeren Freunden des Hauses traf man heute doch einige Notabilitäten hier, die sich nach und nach eingefunden hatten. Ein junger Doctor der Medizin mit seiner schönen Frau, die früher auf der Hamburger Bühne als Stern erster Größe glänzte und noch jetzt als unersetzbar mindestens von ihren Verehrern betrachtet wird, bildeten den Mittelpunkt eines kleinen Kreises, der aus Gelehrten und Künstlern bestand. Hier bemerkte man auch ein junges, schönes Mädchen, die erst vor einem Jahre die Bretter betreten hatte und jetzt schon als eine fertige Sängerin den höchsten Beifall erntete.

Als Jüdin wurde sie besonders von den jüdischen Lions protegirt, doch nur auf der Bühne. Außer derselben war sie das einfache, bescheidene, bürgerliche Mädchen, die den Intriguen und Vergnügungen der Bretterhelden und Heldinnen fremd

blieb. Die jüdische Noblesse war stolz auf dieses jugendliche Talent und zierte durch sie sehr gern ihre geld-aristokratischen Assembleen. Wie es gewöhnlich der Fall ist, stattete das junge Mädchen durch einige Gesangsvorträge ihren Dank dafür ab. Ihre Lehrerin, die Frau des Directors C., eine Sängerin, deren Schule und Stimme gleich schön und bedeutend sind, sah sich hier ebenfalls nach Verdienst gefeiert und zeichnete sich außerdem durch ihre geschmackvolle und glänzende Toilette aus. Ihre Tochter, ein liebliches Mädchen von achtzehn Jahren, einfach und schlicht, von eigenthümlichen aber höchst anziehenden Gesichtszügen, fehlte in solchen Gesellschaften nicht, da sie der Mutter am passendsten schienen, das junge Mädchen „gesellschaftsfähig" zu machen. Außerdem bemerkte man hier noch mehre Theatermitglieder, unter denen der erste Held und Liebhaber, Herr B., besonders verehrt wurde. Obgleich weder sehr jung, noch sehr schön, ward er doch von den Damen sehr verehrt, einzelne von ihnen waren von seiner schönen Aussprache und seinem feinen Benehmen sogar entzückt. Man vergißt sehr leicht, daß der Schauspieler meistens auch im Leben

und nicht nur auf den Brettern ein Schauspieler ist.

Der Kreis der jungen Mädchen hatte sich wenig erweitert; Rahel fand unter ihren Glaubensgenossen wenig Damen, mit denen sie gern umgegangen wäre. Es giebt in Hamburg wohl einige sehr reiche jüdische Familen, aber nicht alle stehen sie auf gleicher Stufe der Bildung, und die jungen Mädchen, die schön, reich und gebildet sind, werden noch seltener angetroffen. Vor einem Jahrzehend war das noch anders, aber die Bevorzugten jener Zeit sind jetzt Frauen und Christinnen. Die junge Frau des Dr. U. war früher eine innige Freundin Rahel's gewesen, ihre Verheirathung hatte jedoch diese Verbindung locker gemacht. Daß man sie heute Abend hier fand, war rein zufällig, denn nur selten besuchte sie noch das de Castro'sche Haus. Zwei junge Mädchen, Ottilie und Ludmille A., die Töchter eines auch als Schriftsteller bekannten Arztes und einer Mutter, die weniger durch ihre Gedichte als durch ihre Sonderbarkeiten bekannt geworden war, hatte Richard eingeladen, weil er wußte, daß er ihnen damit einen Gefallen erwies. Diese zwei Damen sind hervorragende Erscheinun-

gen, weil sie ganz eigenthümliche Typen darstellen; sie gehören nicht zu den schreibenden Frauen, und leben doch nur in der Literatur und Journalistik. Die aufrichtigsten Literaten können über das Neueste des Büchermarktes und über die Mysterien der Journalistik nicht besser unterrichtet sein, als diese beiden jungen Mädchen, vom Weibe haben sie nur die Sentimentalität, welche Eigenschaft in ihren Unterredungen, wenn von einer neuen Erscheinung die Rede ist, immer hervortritt, denn immerfort hört man sie klagen, daß heut zu Tage nichts Gutes mehr geschrieben werde. Eigenthümlich ist ihre Toilette, oft mustergebend für emancipirte Frauen, oft decent, wie ein junges Mädchen in der Pension, aber immer grell und ohne Geschmack, in Ton und Stimme affectiren sie Gelehrsamkeit, Belesenheit, Wichtigkeit und noch vieles Andere. Mit Literaten stehen sie auf gutem Fuß und für deren neuesten Erzeugnisse schwärmen sie. So unterhalten diese beiden jungen Damen durch ihre Sonderbarkeiten, und da sie aus guter Familie und von höchst achtbarem Charakter sind, werden sie in einzelnen Gesellschaften gern empfangen. Wenn von einem Buche oder vom Theater die

Rede ist, geben sie die beste Auskunft und Niemand in der Gesellschaft zweifelt an ihren Mittheilungen. —

Interessanter war der Kreis älterer Leute, welche sich um Herrn de Castro und Herrn Klinghammer versammelt hatte. Wir bemerken hier zuvörderst einen starken, schönen Mann, der über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Stadt sehr eifrig spricht und sehr gut unterrichtet zu sein scheint. Es ist der Präses des Handelsgerichts, **Dr.** H., ein Mann, der Ursache ist, daß die reichen Juden in Hamburg ihre Kinder taufen und Jurisprudenz studiren lassen. Sie haben nämlich Alle geträumt, daß ihre Kinder einmal einen eben so hohen Posten bekleiden werden, ohne je daran zu denken, daß überhaupt Wenige mit so außerordentlichem Talente ausgestattet sind, als dieser Mann, und ihm es längst verziehen wurde, daß er ein getaufter Jude ist. Neben ihm sitzt der Notar **Dr.** R., ein treffliches Mitglied jeder Gesellschaft, gleichviel ob es die Besprechung irgend eines dem Gebiete des Wissens angehörenden Gegenstandes oder die Zerlegung eines großen Kapaun's gilt, ein Mann, an dessen Charakter nicht

das geringste und schwächste Fleckchen haftete und der allen Leuten als der beste und liebenswürdigste Mensch bekannt ist. Er hat in günstiger Zeit die jüdische Emancipationsfrage mit Geschick und Freimüthigkeit behandelt, und sind auch die legislativen Zustände seit jener Zeit dennoch fast dieselben, blieb sein Wirken doch nicht ohne Erfolg; eine größere sociale Annäherung zeigt sich seitdem überall und manches Samenkorn ist noch nicht aufgegangen, aber doch nicht in unfruchtbare Erde gefallen! Die Zukunft wird Dr. R. noch etwas schuldig sein, die Gegenwart aber hat es an Dank und Anerkennung nicht fehlen lassen! — Einige jüngere Advokaten, die mehr oder weniger gute Gesellschafter waren, hatten sich diesem Kreise angeschlossen, doch sicher nur in der Absicht, später zu den eigentlichen Grazien der Gesellschaft hinüber zu schlüpfen, während ein kleiner Mann, ein Literat, dessen kleine Augen viel Klugheit verriethen, hier Posto gefaßt hatte, weil man sich hier am wenigsten zu geniren brauchte und es hier am wenigsten auffiel, wenn man recht viel Champagner trank.

Adolf hatte den jungen Dr. Falk liebgewonnen, wenn er auch Einzelnes in seinem Benehmen nicht billigen konnte. Der gleiche Beruf, ein gleiches Schicksal, viel Aehnlichkeiten in den Ansichten, hatten die beiden jungen Leute näher geführt. Und doch waren sie sehr von einander unterschieden. Adolf that nichts für den Schein, es war ihm im Gegentheil zuwider, irgend Etwas zu unternehmen, das von Fremden so gedeutet werden könnte, als ob es des Ruhmes wegen geschehe, er haßte die Oeffentlichkeit und konnte die Leute nie begreifen, welche von ihrem Wirken gern viel Aufsehen machten; was Adolf that, das hatte er als recht und gut erkannt, die Stimme des eigenen Bewußtseins war ihm zugleich Richtschnur und Belohnung für seine Handlungen, ein Mehres bedurfte seine Glückseligkeit nicht.

Der junge Dr. Falk dagegen war bewegter, regsamer, er that gern das Gute, aber er sprach auch gern davon, und lieb war es ihm, wenn es Aufsehen machte und auch andere Leute davon sprachen. Es ist schon erwähnt worden, daß die Liebe und nicht etwa eine selbstsüchtige Absicht ihn mit seiner Frau verbunden hatte; aber während

jeder Andere sich gefreuet haben würde, wenn diese eigenthümliche Verbindung nicht auf solche Schwierigkeiten gestoßen wäre, fand Dr. Falk so recht seine Freude daran, und er hätte es sich in keinem Falle nehmen lassen, sein eigener Anwalt zu werden. Das Schicksal hatte ihn in die Oeffentlichkeit hinausgestoßen und er war ihm dankbar dafür. Er wußte wohl, daß ihm in seiner Vaterstadt noch mancher Kampf bevorstehe, denn schwerlich würde man es ihm verzeihen, daß er durch seine Trauung in England die Bestimmungen des Consistoriums umgangen hatte, und er wußte sogar gefaßt sein, seine Ehe als ungültig erklärt zu sehen. Aber gerade dieser Kampf, ein Kampf für die Gewissensfreiheit Aller, von ihm aber geführt als Einzelnem für die Gesammtheit, war seine ganz besondere Freude. —

Dieser Umstand seines Charakters erklärt den leichten Anstrich von Anmaßung, welcher in seinem Benehmen Adolf gegenüber merkbar wurde, Adolf verzieh ihm diese Schwachheit um so leichter, als er sich über dergleichen erhaben fühlte, und nahm deshalb keinen Anstand, ihn in sein Vertrauen zu ziehen.

Adolf stand mit seinem neuen Freunde in einer Fensternische und sprach zu ihm von seiner Liebe zu Laura und von den Schwierigkeiten, welche sich seinem Glücke entgegenstellten; die junge Frau war leise hinzugetreten, und kaum hatte sie vernommen, um was es sich handele und darin die Bestätigung von dem gefunden, was sie längst geahnt hatte, denn vor den Späheraugen einer jungen Frau können sich Liebende nicht verbergen — da schlich sie zu Laura, und führte sie, ohne ein Wort zu sagen aus dem kleinen Kreise, in dem gerade Marie die Geschichte ihrer Leiden erzählte, in die Fensternische, wo Falk und Adolf von ihr gerade sprachen. —

Keins von ihnen fand etwas Auffallendes darin und ward dadurch überrascht, und von den Uebrigen in der Gesellschaft merkte es Niemand, außer Laura, die sich darüber freuete und — der Senator Klinghammer, der durch Falk's Erzählungen auf den Gedanken gekommen war, daß sich auch in andern Familien etwas Aehnliches wohl ereignen könne, und seitdem seine Tochter und den Sohn seines Freundes aufmerksam beobachtete. Es war ihm nicht entgangen, daß sich Falk und Adolf

von der Gesellschaft zurückgezogen hatten, und er hatte auch bemerkt, daß Laura hinzugetreten war, was ihn in seinen Vermuthungen wenigstens in so fern bestärkte, als er sich vornahm, in der Sache klar zu werden. —

Falk hielt die schlanke Taille seiner jungen Frau umfaßt und docirte, als wenn er auf dem Katheder stände, und Adolf hielt still vergnügt der Geliebten Hand in der seinigen. So standen zwei Paare, das eine hatte sich muthig sein Glück errungen, das andere strebte danach.

„Wir werden in Deutschland die Gewissensfreiheit anbahnen,“ sagte Falk, „und noch manch' liebendes Paar wird uns segnen. Ein Mann, wie Sie, wird die hindernden Umstände zu bemeistern wissen und nicht entmuthigt werden. England liegt Ihnen näher und bequemer, und ehe ich morgen abreise, schreibe ich Ihnen eine vollständige Instruction für Ihre Handlungsweise in England auf, und mache die nöthigen Briefe an die Freunde, welche ich dort traf, zugleich fertig, so daß Sie getrost abreisen können, ohne nur nöthig zu haben, die geringste der Vorbereitungen zu treffen. In Hamburg finden Sie keinen Geistlichen, der Sie

trauet, weder einen jüdischen noch einen christlichen, aber man wird die Anerkennung der Ehe, die im Auslande geschlossen wurde, hier auch nicht verweigern. Sie gelangen also noch leichter in den Hafen der Ruhe als ich.

„Aber es wird mir nicht so leicht werden, die Einwilligung meiner Eltern zu erlangen, und der Vater meiner Braut ist nicht weniger streng in seinen Ansichten. Das wiederum sind Hindernisse, die Sie nicht kannten und die mich wohl mitunter trübe stimmen, denn wir sind geliebt von unsern Eltern und lieben sie wieder; es macht ihnen Kummer, daß ihre Kinder sich in ihre Ansichten nicht fügen können, und uns betrübt es, daß wir ihnen diesen Kummer nicht ersparen können.“

„Dieser Kummer geht vorüber,“ tröstete Falk liebreich, „ich weiß das aus eigener Erfahrung. Einer meiner Freunde, der in einer kleinen Stadt der Altmark beim Gericht angestellt ist, liebte die Tochter echt jüdisch-orthodoxer Eltern. Jetzt sind sie glücklich verheirathet und machen ihre Eltern glücklich. Die Braut ließ sich nämlich heimlich taufen, gleich darauf folgte die Trauung und dann trat das junge Paar zu den

Eltern, die von alle dem keine Ahnung gehabt hatten, und baten um ihren Segen. Allerdings gab es eine Scene, es fehlte nicht an Thränen und an Rührung, an Trauer und an Leid, aber schon am andern Tage sahen die Eltern ein, daß hier nichts zu ändern war, und sie gaben nun ihren Segen, wenn auch nachträglich doch freiwillig, und jetzt lebt die Familie in bestem Einverständniß und in größter Zufriedenheit mit einander." —

„Auch dieser Fall ist nicht der unsere," wandte Adolf ein, „denn ich werde nie meine Religion verleugnen — — —"

„Also," fiel ihm Falk in die Rede, „ist bei Ihnen die Einwilligung der Eltern die Hauptsache, und ich müßte mich sehr irren, wenn ich in Beiden nicht eben so freisinnige wie charakterfeste Männer getroffen hätte; bei solchen Vätern ist die Liebe zu den Kindern und das Glück derselben keine Nebensache, da darf man wohl der Hoffnung Raum geben. — Doch kehren wir zur Gesellschaft zurück, damit unsere Unterredung nicht Aufsehen errege. Sie besuchen mich morgen früh im Hotel!" —

„Und ich komme zu Ihrer Frau" flüsterte Laura.

Laura und die junge Frau standen noch eine Zeit lang im Fenster, während Falk und Adolf schon längst an dem allgemeinen Gespräche Theil genommen hatten. —

Noch immer in der Gesellschaft.

Der Abend war schon ziemlich weit vorgeschritten, die Wachskerzen waren schon niedergebrannt und das Gespräch war, wie gewöhnlich um diese Zeit, längst kein allgemeines mehr, vielmehr saß man in kleinen Gruppen zusammen und plauderte ganz gemüthlich mit einander, da trat noch ein Gast, und zwar ein ganz unvermutheter, hier ein.

Es war Herr Hartmeyer.

Von den Mitgliedern der Familie wurde der junge, schöne Mann auf's Herzlichste bewillkommt und nur obenhin den näher Sitzenden als ein alter Freund des Hauses vorgestellt. Auch schien er sehr leicht und sehr gern von den Rechten eines alten Bekannten Gebrauch zu machen, denn nur andeutungsweise und keineswegs als ob er da-

durch sein spätes Kommen entschuldigen wollte, erzählte er, daß er heute Abend erst von der Reise gekommen, und da er Adolf's Rückkehr gleich erfahren, habe er es nicht unterlassen wollen, den alten Freund noch zu begrüßen. — Am meisten schien sich Rahel über diesen Besuch zu freuen, und ihr galt er auch wohl am meisten. Mit der freudigsten Aufregung hatte sie ihm ihre junge Freundin vorgestellt und war augenblicklich bereit, ihm deren ganze Lebensgeschichte zu erzählen.

Hartmeyer war mit den Kindern des de Castro'schen Hauses auferzogen; seine Eltern hatten in der Nähe gewohnt und außerdem war er Adolf's Schulgefährte lange Jahre hindurch gewesen. Jetzt war er verwais't. Er hatte von seinen Eltern ein bedeutendes Vermögen und ein blühendes Geschäft geerbt und verwaltete dieses schon seit einigen Jahren mit so vieler Umsicht und mit so rastloser Thätigkeit, daß man gern geneigt war, ihm dieselben wesentlichen Eigenschaften zuzusprechen, die sein verstorbener Vater in so hohem Grade besessen. Der junge Mann hatte einige Jahre im Auslande verlebt und war erst nach Hamburg zurückgekehrt, als der Tod seines

Vaters ihm angezeigt wurde. Jetzt stand er allein da, in der Stadt, in der er geboren und erzogen wurde. Seine Verwandten waren ihm früher schon gestorben, der Vater zuletzt, die Freunde waren ihm fremd geworden, so wie er ihnen.

Nur im de Castro'schen Hause fand er sich mit Freundlichkeit und Herzlichkeit aufgenommen und dort fühlte er sich auch am wohlsten und behaglichsten. Wenn er sein Comptoir geschlossen hatte, kam er dorthin, und von Allen gleich gern gesehen und freudig bewillkommnet, schien es oft, als ob er mit zur Familie gehöre.

Mit dem alten de Castro sprach er vom Geschäft und nahm oft seinen Rath und seine Erfahrungen in Anspruch; mit Adolf, der ihm früher am nächsten stand, hatte er den Briefwechsel wieder eröffnet und Richard forderte ihn zu allen Vergnügungen und Zerstreuungen auf, die er unternehmen wollte, blieb sich darin auch unermüdlich gleich, obschon seine Anerbietungen oft nicht angenommen wurden. Mit Rahel unterhielt sich der junge Mann am liebsten, und was sein Herz Sanftes und Zartes empfand, das weihete er dem jungen Mädchen. Wie Geschwister, ohne Zwang

und Heimlichkeiten, gingen sie mit einander um, aber Rahel sah diesen Freund des Hauses lieber kommen als manchen Andern und bezeigte ihm mehr Theilnahme als vielen Andern. Das bleibt den Augen eines jungen Mannes nicht verborgen und wird auch dem Anspruchlosesten erfreulich sein. Beide fühlten und wußten, daß sie in ihren Herzen sich näher standen, aber kein Wort und nicht die leiseste Andeutung hatte bisher die Schranke durchbrochen, welche sie trennte. Hartmeyer war Christ und Rahel war Jüdin.

Der Unterschied des Glaubens machte die Trennung so gewaltig, daß die Liebe schüchtern wurde und leicht geneigt schien, sich selbst aufzugeben. In stärkeren Seelen dienen die Hindernisse nur dazu, die Flamme mächtiger anzuschüren und kräftiger zu beleben; Hartmeyer aber war schwach und schüchtern, er begnügte sich mit dem, was das Glück ihm zugetheilt hatte, und betrachtete eine Erweiterung desselben wie eine Unmöglichkeit. Um so eifriger benutzte er die Gelegenheiten, welche ihn mit Rahel zusammenführten und sehr oft geschah es, wie heute, daß Beide sehr bald

im traulichen Gespräch zusammensaßen und die ganze Gesellschaft um sich her vergaßen. —

Benno hatte von diesem neuen oder eigentlich alten Freunde des Hauses noch nichts gehört; als er ankam, gab es der Zerstreuungen und der Außerordentlichkeiten so viele, daß Niemand daran gedacht hatte, Hartmeyer's zu erwähnen. Und nun war er so plötzlich eingetreten, er hatte gesehen, wie alle Herzen ihm freudig entgegenschlugen, wie er als alter und bewährter Freund willkommen geheißen wurde. Es war ihm nicht entgangen, daß Rahel bei seinem Eintritt freudig überrascht war, und nun saßen sie schon lange Zeit neben einander im traulichen Zwiegespräch. Anfänglich hatte Rahel seiner einen Augenblick gedacht und lächelnd, wie sie sagte, den neuen Hausfreund dem alten vorgestellt, aber sie hatte ihn auch weiter nicht beachtet, und ahnte gewiß nicht, welche Unruhe und Zweifel in Benno's Brust tobten. Er suchte dasselbe Fenster auf, in welchem früher Falk und Adolf zusammen standen, weil es ihm das Einsamste schien; er wollte in den Garten hinausblicken und sein Auge konnte sich von der scherzenden und fröhlichen Gruppe, welche sich jetzt

um Rahel und Hartmeyer versammelt hatte, nicht wegwenden. Warum trat er nicht auch heran? Warum nahm er nicht Theil an der Unterhaltung? Warum scherzte und lachte er nicht mit ihnen? Er durfte sich sagen, daß man ihn nicht ungern in diesem Kreise sähe, denn sein sanftes, einnehmendes Wesen machte ihm Jedermann zum Freund, und seiner Gesinnungen wegen wurde er so allgemein geschätzt, daß man ihm manche kleine Schwäche in seinem äußeren Benehmen gern verzieh. Aber das eben war es, was Benno so trübe stimmte. Ganz unwillkürlich stellte er einen Vergleich zwischen dem jungen Hartmeyer und sich an. Da mußte er sich denn wohl gestehen, daß dieser viel angenehmer und einschmeichelnder in seinem Benehmen war und weit mehr Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit im Umgange zeigte. Die Liebe ist eine gute Lehrerin. Benno war schon dahin gekommen, daß er seine Schwächen erkannte und sich selbst tadelte, daß er sonst gerade diese für Vorzüge gehalten, auf die er stolz gewesen. Er sah ein, daß es dem Manne wohl gezieme, in seinen Grundsätzen und Handlungen streng und ernst zu sein, daß es aber unrecht ist, beim Weibe dieselbe Strenge, so-

gar dieselben Ansichten vorauszusetzen. Hatte er doch wenig junge Männer gefunden, die gegen Vergnügen so gleichgültig waren, wie er, wie konnte er nur verlangen, daß ein junges Mädchen, die im Ueberflusse und Behagen groß geworden war, seine Grundsätze gleich zu den ihrigen machen sollte. Wie ein schützender Genius soll der Mann neben dem Weibe sein; er soll es für das Leben und auch für den Himmel erziehen, aber eine Erziehung ist nur möglich, wenn man von der Höhe, auf welche der Mann sich emporgerungen hat, herabsteigen kann. Das Weib ist weit mehr auf den Genuß des irdischen Wohlseins angewiesen, vielleicht weil schon seine Natur verlangt, daß es oft darauf verzichte, um so mehr muß der Mann bereit sein, dem schwachen Geschlecht diese Freuden zu schaffen und darf dieses Glück aus zu großer Strenge nicht stören wollen. Im ganzen Wesen des Weibes liegt so viel gesunder Kern, daß durch dieses Streben nach Genuß das Edle und Gute nicht unterdrückt wird.

Benno hatte dieses in Bezug auf Rahel gedacht und war zu diesem Resultate gelangt, indem er die Neigung, die so plötzlich in ihm erwacht

war, rechtfertigen wollte. Er fühlte wohl, daß das Glück seines Lebens davon abhing.

So tadelte er es auch an sich, daß er sich bisher von allem Umgange mit Damen zurückgezogen hatte und sah ein, was er oft gelesen aber nie geglaubt hatte, daß gerade dieser Umgang am besten bildet. Sonst hatte er die kleinen Höflichkeiten und Zuvorkommenheiten, welche man den Damen gegenüber nie verabsäumt, als ein Zeichen von Eitelkeit und Schwäche angesehen; jetzt aber dachte er anders darüber und hatte sich überzeugt, daß die Geselligkeit mit allen ihren Genüssen darauf beruhet. Er nahm sich vor, auf sich selbst mehr zu achten, und das ernste, oft zurückstoßende Wesen sich abzugewöhnen. Er wollte ebenfalls ein liebenswürdiger Gesellschafter sein, er wollte den Ansichten Anderer auch eine Geltung zugestehen und in Bezug auf Rahel hatte er auch wohl unbewußt schon so gehandelt. — Noch ernster war er in seiner Selbstprüfung. Er fragte sich, welches Recht ihm auf Rahel's Gunst zustehe, da er sich bisher darum gar nicht beworben hatte, und mußte sich selbst eingestehen, daß sein Nebeubuhler, denn als solchen betrachtete er Hartmeyer, nicht nur

seiner höheren Vorzüge, sondern auch der langjährigen Freundschaft wegen, es wohl verdiene, daß Rahel sich freundlicher gegen ihn zeige. Mit diesem Gedanken bemächtigte sich auch die Hoffnungslosigkeit seiner Seele, er sah sich von Niemand verstanden, von Niemand geliebt, er blickte in die Zukunft und sie erschien ihm öde und trübe! „Ich bin nicht gemacht, unter Menschen glücklich zu leben,“ sprach er leise vor sich hin, indem er wehmüthig und verstohlen auf die frohen Kreise im Saale umherblickte, eine Thräne schlich sich in sein Auge und er schmiegte sich enger in den Winkel des Fensters, damit Niemand ihn sehen sollte. — Noch eine ganze Weile stand er hier, nach Fassung und womöglich nach einem heitern Sinn ringend, aber es war unmöglich, er konnte die Wehmuth seiner Gefühle nicht bemeistern, und darum verließ er leise und unbemerkt die Gesellschaft. — In seinem Zimmer schloß er die Fenster, zog die Gardinen vor, um ganz abgeschlossen, ganz einsam zu sein. Dann lehnte er sich in die Sophaecke und hier, wo es Niemand sah, da weinte er lange und heftig, bis die Thränen die Trauer seines Herzens beschwichtigten. Nun ward

er auch wieder ruhiger, sein Muth kehrte zurück und wie in der Ferne ein schmaler Streifen Licht die aufgehende Sonne verkündet, so drang ein lichter Strahl der Hoffnung in sein Herz. — Da erinnerte er sich der Melodie, die er früher gehört hatte, er glaubte, daß Rahel ihm diese Antwort in Tönen gesandt und er setzte sich nieder und wiederholte sich diese süßen Harmonieen so lange, bis die Hoffnung ihn wieder ganz erfüllte. —

Wir überlassen Benno der Einsamkeit, die ihm so wohl that und kehren noch einen Augenblick zur Gesellschaft zurück.

Hier herrschte Heiterkeit und Frohsinn. Marie war von allen Anwesenden bestimmt worden, noch einmal zu spielen; sie weigerte sich nicht lange, aber was sie jetzt vortrug, das war ein Concertstück, und zwar ein solches, das nur für große Gesellschaften geeignet ist, bei dem man eigentlich gar nichts fühlt, eben weil der Componist den Ausdruck von so Vielem geben wollte. Marie spielte mit außerordentlicher Gewandtheit, so daß die Künstlerin nicht zu verkennen war, aber in jener einfachen Melodie, die sie früher ganz ohne

Aufforderung gespielt hatte, lag unendlich mehr Gefühl, und sonst schien es, als ob sie dergleichen nur unwillkürlich und ohne Aufforderung spielen könne, so wie ein Gefühl des Herzens, eine wahrhafte Aeußerung der Freude oder des Schmerzes immer nur unwillkürlich laut wird. —

Jedermann sprach seine Bewunderung über Marien's schönes Talent laut aus, und dann setzten sich die Andern an's Klavier, sangen und spielten, dazwischen trug Dieser oder Jener irgend eine ernste oder schalkhafte Deklamation vor, so daß das trauliche Beisammensein, welches noch vor einer halben Stunde hier herrschte, sich in einen lauten Concertjubel verwandelt hatte. Jeder wußte etwas Neues, Jeder wollte zur Unterhaltung der Gesellschaft etwas beitragen und Jeder wollte sich auch gern hören lassen. Das dauerte so fort, bis ein splendides Souper die ganze Gesellschaft wieder vereinigte.

Marie hatte sich unterdeß auf ihren früheren Platz zurückgezogen, ihre beiden jüngeren Geschwister waren zu ihr hingetreten und knieeten auf einem Tabouret zu ihren Füßen und Richard hatte sich leise hinter sie gestellt. Er hatte sich während

des ganzen Abends immer in ihrer Nähe aufgehalten, aber er war schüchtern geworden, wie ein Liebhaber, der zum ersten Mal liebt, und hatte nur wenig gesprochen.

Fröhlich und ungezwungen redete Marie ihn an. „Wie herrlich singt Madame C.,“ sagte sie, „ich könnte sie fast um diese seltene Ausbildung ihrer Stimme beneiden.“

„Das sollten Sie am wenigsten, mein Fräulein, da Sie so reich an schönen Talenten sind,“ antwortete Richard hoch erfreut, eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich mit Marie allein unterhalten zu können und war ihr dabei näher getreten, indem er schmeichelnd die langen braunen Locken der Kinder um seine Finger wickelte.

„Sie haben Sich jetzt geirrt, Herr de Castro, ich glaubte von Ihnen eine Bestätigung meiner Ansicht zu hören, und Sie springen davon ab und machen mir ein Compliment, das ist wohl höflich, aber doch nicht ganz in der Ordnung, wie Sie wohl eingestehen werden.“ —

„Nur wenn ich muß, mein Fräulein, denn am liebsten gestehe ich es nicht ein; was ich eben sagte, das kam mir gerade aus dem Herzen . . “

„Sie sind also ein Sonderling, Herr de Castro, denn man sagt, daß nur die Sonderlinge so sprechen, wie Sie es im Herzen empfinden.“

„Also auch Sie haben eine so ungünstige Meinung von den jungen Männern?“

„Das doch nicht und das wollte ich eigentlich nicht sagen,“ lenkte Marie etwas verwirrt ein, „aber ich dachte in dem Augenblicke, daß Sie von meinen Talenten doch eigentlich sehr wenig wüßten, denn nach dem unbedeutenden Concertstück, das ich vorhin spielte, läßt sich doch nicht Alles schließen.“

„Und sonderbar, gerade an das Concertstück hatte ich in jenem Augenblicke nicht gedacht, und doch bildete ich mir ein, daß Sie eine sehr schöne Stimme haben.“

„O, wenn Sie Sich das nur eingebildet haben, dann brauche ich Ihre Meinung ja kaum zu widerlegen! Gegen einen Traum, gegen ein Bild der Phantasie streitet man ja nicht. Ganz im Ernst gesprochen, möchte ich doch wohl wissen, auf welche sonderbare Weise Sie zu diesem sonderbaren Traume gekommen sind, denn sehen Sie, ich habe nur, was man in unserer Sprache une

petite voix nennt, meine Stimme hat weder Kraft noch Umfang, und ich habe wenig Sorgfalt auf ihre Ausbildung wenden können, so daß mir jede höhere Gesangsbildung ganz abgeht. Wie froh wäre ich, wenn ich diese schweren Halevy'schen Lieder nur halb so schön singen könnte, wie Madame C."

„Sie sind bescheiden, sicher zu bescheiden, mein Fräulein, aber ich darf mit Ihnen nicht weiter streiten und muß mich vorläufig besiegt erklären, bis Sie uns Gelegenheit geben wollen, Ihren Gesang kennen zu lernen."

„Ich werde mich nicht weigern und mich nicht lange bitten lassen, Ihnen nächstens einmal eins unserer südlichen Lieder vorzusingen, nur nicht in so zahlreicher Gesellschaft, denn gegen Besiegte muß man ja großmüthig sein. Sie werden mir dann auch offen eingestehen, ob ich mich selbst richtig zu beurtheilen verstehe, denn Offenheit, die liebe ich, und meine Bescheidenheit ist nicht sehr groß, das glauben Sie nur! Auch darf sie das nicht sein, denn ich bin ja auf meine Talente, so groß oder so klein sie auch sein mögen, angewiesen, und nicht nur ich allein, sondern auch die

beiden kleinen Engel hier, welche schon so schläfrig sind, daß ich wohl besser thäte, mit Ihnen nach Hause zu fahren, als hier noch länger Freude und Vergnügen zu genießen!“

„Nous ne sommes pas lasses, chère Marie, nous restons près de toi,“ antworteten die kleinen Mädchen, welche das Deutsche wohl verstanden, aber doch meistens in ihrer Muttersprache sich ausdrückten, und Richard flüsterte ganz leise vor sich hin: „Welche süße Gruppe! Welch' ein seltener Charakter!“

Marie hatte diesen Ausruf wohl gehört, aber sie ließ es sich nicht merken. Sie war an diesem Abend so fröhlich und vergnügt gestimmt, die herzliche Aufnahme, welche sie hier gefunden hatte, machte auf ihr Gemüth eine so günstige Wirkung, daß sich ihre fröhliche Laune bis zu einem kleinen Muthwillen sogar steigerte.

„Wissen Sie aber wohl, Herr de Castro,“ fuhr sie fort, „daß Sie mir noch eine Erklärung schuldig sind!“ —

Richard horchte.

„Sie scheinen von meinem Concertstück, das ich vorhin spielte, nicht sehr erbaut gewesen zu

sein, denn was Sie darüber so eben zu mir gesagt haben, das klang gerade nicht wie ein sehr günstiges Urtheil. Also, gestrenger Herr Richter, sagen Sie mir offen und frei, was haben Sie daran auszusetzen?"

„Ihnen gegenüber, mein schönes Fräulein," sagte Richard mit Galanterie, „Richter sein zu wollen, wäre eine Anmaßung und eine Sünde, der ich mich nicht schuldig machen wollte, im Gegentheil, ich muß Sie als meine Richterin anerkennen und um meinen Urtheilsspruch bitten, denn ich gestehe ein, daß ich gar nicht weiß, was ich früher gesprochen habe."

„O, mein Herr," sagte Marie lächelnd, „so ziehen Sie Sich nicht aus der Schlinge, kurz und gut, ich will Ihr Urtheil über das Concertstück hören, und Sie sollen mir trotz aller Ihrer Klugheit nicht entschlüpfen." —

„Ich soll und muß also eine ernste Kritik üben, denn Ihnen entgeht man nicht. Also will ich Ihnen nur eingestehen, daß das Concertstück allerdings eine sehr bedeutende, schwierige Composition ist und daß die so gelungene Ausführung . . . ."

„O ich bitte, mein Herr, keine Wendungen und keine Redensarten, sondern eine einfache trockene Wahrheit.“

„Nun denn, wenn nichts mich retten kann, so muß ich Ihnen denn gestehen, daß die einfache Melodie, die Sie früher spielten, als wir Alle auf die sonderbaren Töne lauschten, die Herr van der Harrys zum Besten gab, mir besser gefiel, als später das Concertstück.“

Marie war betroffen, sie sah Richard an und blickte wieder zur Erde.

Nach einem kurzen Schweigen sagte sie:

„Sie haben Recht, Herr de Castro, und ich gestehe Ihnen gern, daß ich eben so denke, wie Sie, aber nicht Jedermann wird Ihrer Meinung sein, denn das was ich zuerst spielte, war eine leichte, einfache Melodie. Ich lernte sie einmal als Kind und habe sie seitdem nicht vergessen: heute spielte ich sie nur mit einigen Hinzufügungen, die mir der Augenblick eingab. Das Concertstück aber ist schwer und erfordert eine geschickte Ausführung. Freilich ist es auch ohne allen Ausdruck, und weil man selbst dabei nichts em-

pfindet, kann man es auch eben nur so abspielen, wie es auf dem Blatte stehet. Darum spiele ich so ungern in Gesellschaften. Was ich gern spielte, paßt nicht dahin, und was dahin paßt, ist in den meisten Fällen nur eine Fingerfertigkeit. In meinem Sinne aber ist gerade die Empfindung die Hauptsache in der Musik, und wer nicht ein fühlendes Herz hat, der sollte gar nicht Musik treiben. Hatten mich doch die Töne, welche aus dem Garten zu uns drangen, so sonderbar gerührt; es kam mir vor, als ob Jemand seine Sehnsucht nach dem Lande der Heimath in Töne kleide, und das ist ein Gefühl, was mir nicht fremd ist. Da erfaßte es mich sonderbar und ich wollte dem Leidenden Trost bringen. Auch habe ich Herrn van der Harrys nachher öfter beobachtet, er scheint in der That nicht recht froh zu sein, und da ich hörte, daß er erst seit einigen Tagen und zwar zum ersten Male seine Heimath verlassen hat, kann ich mir seine Gemüthsstimmung leicht denken. Es thut mir nicht leid, ihm eine Antwort zugesandt zu haben, aber es würde mich ängstlich machen, wenn er wüßte, wer der Bote war.“ —

Richard schwelgte vor Entzücken bei diesen Worten. Die reine, gute Seele des jungen Mädchens sprach sich so deutlich in allen ihren Handlungen und Worten aus und ihr Frohsinn war so natürlich, so voll Anmuth, daß Jedermann sie lieb gewinnen mußte; Richard liebte sie aber immer mehr und mehr.

Als Marie sich so freimüthig gegen ihn aussprach, war Richard um eine Antwort verlegen. Was er jetzt hätte sagen können, das war ein Aufjauchzen seines Herzens, ein Ausbruch der Bewunderung — für die ruhige Unterhaltung fehlten ihm die Worte. In diesem Augenblicke wäre er gern gleich zu ihren Füßen gesunken und hätte ihr seine Liebe gestanden.

Eine allgemeine Aufregung im Saale erinnerte Richard, daß man zu Tisch gehe; er bot Marie den Arm und sagte leise zu ihr: „Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, Sie haben mich dadurch sehr beglückt!“

Richard war ihr Tischnachbar; mit freundlicher Zuvorkommenheit sorgte er besonders für Marien's Schwestern, an der Unterhaltung nahm

er aber wenig Theil. — Er blieb still und sinnend. — Man trennte sich spät, voll Dank gegen den freundlichen Wirth, denn Jeder hatte hier einen angenehmen, vergnügten Abend verbracht. —

Ein Herzensausbruch.

Adolf an Laura.

Geliebte meines Herzens, liebe, süße Laura! Ich finde nicht Worte, nicht Ausdrücke, Dir zu sagen, was ich jetzt empfinde! Ist's Jubel und Freude, ist's Kummer oder Schmerz? ich weiß es nicht! Das aber weiß ich, daß ich jetzt, da ich einsam auf meinem Zimmer sitze, nur an Dich denke, Dein Bild meine Seele so erfüllt, daß für etwas Anderes gar kein Räumchen mehr vorhanden ist und daß dieses helle, freundliche Bild mir den Schlaf von den Wimpern küßt! Ich freue mich dieser Schlaflosigkeit, denn dadurch denke ich um so länger an Dich, und kann mir jetzt, da Nichts mich stört, Deine geliebten Züge so lebhaft vorstellen, als ob Du jetzt neben mir

säßest und über meinen Arm hinweg in diese Zeilen sähest. Und glaubst Du es wohl, liebe Laura, daß ich jetzt, da ich fern von Dir bin und Dich nicht sehe, glücklicher mich fühle, als noch vor einer Stunde, da ich in Deiner Nähe saß und in Deine klaren Augen schauen konnte. Es klingt sonderbar und ich hatte kaum den Muth, Dir es zu sagen, wenn ich an dem Klopfen meines Herzens zugleich fühlte, daß auch Deine Liebe zu mir über jeden kleinlichen Gedanken erhaben ist! Nicht nur der Blick aus Deinen Augen, nicht nur das Wort aus Deinem Munde, nicht nur der Kuß von Deinen Lippen, auch meine Liebe und die Gluth in meinem Herzen bürgt mir für Deine Liebe! Wie könnte ich so ganz und gar Dein sein, wenn Du nicht auch mein wärest, wie könnten meine Seele und mein ganzes Wesen so vollkommen eins sein mit Dir, wenn uns die Natur nicht für einander bestimmt und unser Glück und Unglück nicht auf ewig verbunden hätte! Ich glaube fest daran, denn ich traue den Gefühlen meiner Brust! Auch da wohnet Gott wie in der ganzen Natur. Andere lesen ihr Geschick aus den Sternen, ich lese es aus meinem Herzen!

Und doch, noch einmal wiederhole ich es Dir, ich bin jetzt in diesem Augenblicke glücklicher als vorhin. Denn jetzt darf und kann ich Dir allein und ganz und gar angehören; kein neugieriger oder gar spöttischer Blick trifft mich, wenn sich meine Augen an Deinem Liebreize weiden, die unendliche Freude Dir anzugehören, verberge ich nicht in meiner Einsamkeit, ich sehe nicht mit eifersüchtigen Blicken, daß auch Andere Dir gefallen wollen und unsere Liebe dadurch höhnen, hier ist meine Liebe frei, offen, ohne Fesseln, wenn auch nur Dein Bild bei mir ist.

O Laura, es ist ein großes Glück, sich von einem Wesen, wie Du bist, geliebt zu wissen, aber es ist auch eine unendliche Qual, solches Glück wie ein Verbrechen verbergen zu müssen.

Sieh, ich bin stolz auf Deine Liebe, sie veredelt mich, sie macht mich besser, mein Ringen und Streben geht nur dahin, Deiner Liebe werth zu werden, und wie ein Ausgewählter der Gottheit betrachte ich mich, weil Deine Liebe mich gekrönt und mich aus der Masse, die um mich her wimmelt, erhoben hat. Und doch muß ich diese Liebe, diesen Stolz verbergen, ich darf es nicht zeigen,

daß ich glücklich bin, daß mir das Höchste, wonach ein Sterblicher nur ringen kann, zu Theil geworden ist.

Habe ich es auch verdient, bin ich Deiner auch werth, Du geliebtes Wesen! Werde ich mich zu Deiner Reinheit emporschwingen können, und thue ich nicht Sünde, Dich, Du engelgleiches Wesen in den Strom des Lebens zu ziehen! Ach, geliebte Laura, wie manche glückliche Stunde wird mir durch diesen Gedanken getrübt, und wie oft habe ich nicht schon gedacht, daß ich Unrecht gethan, Dich an mein Geschick zu ketten!

Doch es war der Wille Gottes, der unsere Herzen für einander geschaffen und es so gefügt hat, daß sie sich finden mußten. Ich quäle mich, aber ich schaffe mir gleich Gründe des Trostes, die Qual aus meinen Sinnen zu bannen.

Ja, geliebte Laura, ich hatte den Muth, Dich zu lieben, zu Dir empor zu blicken, und so wird und soll mir auch der Muth nicht fehlen, Dich zu erlangen. An diesem Abend, der mich zur größten Traurigkeit gestimmt, weil ich mein Glück scheu verbergen mußte, und es nicht offen sagen konnte, was wir uns einander sind, in jenen Stunden

habe ich mir es feierlich gelobt, nicht länger den Kampf zu scheuen.

Morgen noch trete ich vor meinen Vater hin und bekenne ihm unsere Liebe, und wenn es sein muß, will ich eben so zu Deinem Vater gehen und ihn bitten, auf den Knieen will ich ihn bitten, daß er unseren Bund segne.

Ich weiß im Voraus, welche Antwort ich erhalten werde, aber ich werde sie überzeugen, daß das Glück unseres Lebens mehr werth ist, als alte verjährte Vorurtheile, die vor Gottes Thron nicht bestehen können. Wie, bin ich deshalb weniger Deiner würdig, weil ich ein Jude bin? Thut es dieses äußere Kleid, da doch nur die Form und der Zuschnitt verschieden sind. Wir beten Alle zu einem Gotte, wir erkennen ein und dasselbe hohe Wesen an, und wenn wir betend zum Himmel empor blicken, wenn wir in Tugend und Demuth [illegible] Gott unser Lebelang wandeln, wenn wir in [illegible] Hoffnung auf ein zukünftiges Dasein das [illegible]chende Auge schließen und ein letztes Gebet um [V]ergebung unserer Sünden stammeln, sind wir [ni]cht Alle gleich vor dem mächtigen und gütigen [V]ater im Himmel, der seine Menschen geschaffen

hat, um sie glücklich zu machen und damit sie seine schöne Welt genießen!

Was ist es denn weiter, als ein Unterschied in äußeren Formen und Ceremonieen! Wer sich aber dieselben erhellt, der steht über allen Religionen und deshalb dem Schöpfer nicht weniger nahe. Ich will nicht lästern, fern sei es von mir ein Wort des Unglaubens oder gar des Spottes auszusprechen. Tief in meinem Innern lebt die Ueberzeugung, daß die Einrichtungen der Religionen ehrwürdig und heilig sind, heilig, weil ganze Völker durch sie geheiligt werden und für ihre Tugend und ihre Moral einen festen Anker darin finden, ehrwürdig, weil ganze Nationen Jahrhunderte lang ihr Glück darin gefunden haben und es thöricht wäre, ein altes Gebäude, dessen Nutzen man erkannt hat, umzustürzen, wenn man nicht die Gewißheit hat, daß man ein neues aufri[illegible]en kann, das eben so viel nützet und frommet [illegible] Wohle der Menschheit, die in ihrem größten [illegible] nun einmal des Leiters und der Stütze bedarf. [illegible]

Wozu aber diese Betrachtungen, diese P[illegible]sophie! Uns leitet die Liebe, sie ist mein [illegible] und auch Dein Stern in der dunklen Nacht [illegible]

Unfriedens, der Zweifel und der Trauer, die wir vielleicht durchwandern müssen, ehe wir in den Hafen des Glückes einlaufen können. Und die Liebe ist ein viel heiligerer Cultus als alle Religionen! Die Liebe ist die erste, die älteste Religion, sie ist mehr und kann nicht bestritten werden, denn sie stützt sich nicht auf Historieen, für die uns der Beweis fehlt, sondern allein auf die göttliche Offenbarung in unserem Herzen, auf die Stimme des unendlichen Vaters, die ja in jedem Menschen hörbar ist, wie wir seine Größe und Allmacht in jedem Staubfädchen des kleinsten Blümchens bewundern!

Nicht umsonst hat Gott diese Stimme in unsere Brust gesenkt! Man hört sie, wenn man Gutes übt, man hört sie, wenn man schlecht handeln wollte! Untrüglich und wahr sagt sie uns, was Recht und Unrecht ist, und neben ihr herrscht das heiligste Gefühl, die Liebe, der Abglanz der Gottheit, das höchste Geschenk, das der Schöpfer den Menschen verlieh, denn in der Liebe hat er den Sterblichen sich ähnlich gemacht und ihn zu sich erhoben. —

Liebe beherrscht die ganze Welt, auf Liebe

ist sie begründet und ohne Liebe würde sie in Trümmer zusammenstürzen, die ersten Menschen vereinigten sich in Liebe mit einander und keine andere Herrschaft gab es sonst auf Erden! Die Liebe ist der erste, der höchste Cultus, keine der Religionen gleicht ihm an Göttlichkeit und Erhabenheit.

Ich fühle es lebhaft in meiner Seele, wie mir die Kraft wachsen wird, wenn ich vor meinem und vor Deinem Vater stehen und für unsere Liebe sprechen werde! Fasse Muth, geliebte Laura, in der Wahrheit liegt meine Kraft, die auch die mächtigsten Vorurtheile besiegt, ich will die Liebe des Vaters aus den verborgensten Winkeln des Herzens herauf beschwören, Liebe und Wahrheit werden unsere Verbündeten und der Sieg unser sein.

Bete, geliebte Laura, zum Gott der Liebe! Morgen, morgen werbe ich um Deine Hand! Liebe und hoffe, und unser Stern wird nicht weichen. —

Ich bin nicht der Einzige, der noch wachend ist, vielleicht nicht der Einzige, der sich in der Einsamkeit wohl fühlt, und sein Lieben und Sehnen aushaucht. Neben mir wohnet Benno; schon seit einer Stunde spielt er die sonderbaren Phan-

tasieen auf dem Piano; sein Herz schien bewegt zu sein! Ich glaube, ich verstehe ihn!

Noch einmal lebe wohl, süße Laura! Diese Zeilen bringt Dir meine Schwester und eine Stunde später halte ich Dich in meinem Armen.

Ewig

Dein Adolf.

Das Vorurtheil besiegt die Liebe.

Der Senator Klinghammer war heute früher als sonst aufgestanden. Er hatte in der Nacht wenig geschlafen, was ihm seit langer Zeit nicht begegnet war, und schon um fünf Uhr seinem alten Diener geklingelt, was so auffallend erschien, daß dieser schon zu einem Arzt eilen wollte, weil er glaubte, sein Herr wäre krank.

Der alte Mann ging schnellen Schrittes in seinem Zimmer auf und ab, die Arme hatte er über einander gekreuzt und den Blick zu Boden geheftet. Der Diener hatte seine Dienste zum Ankleiden angeboten, aber er hatte nur eine verneinende Kopfbewegung zur Antwort erhalten und sich langsam und kopfschüttelnd wieder entfernt. Während nun der treue Diener draußen alle seine

Sinne anstrengte, um diesen ihm so auffallenden Zustand seines hochverehrten Herrn zu enträthseln, setzte dieser seine Promenade im Schlafzimmer noch lange Zeit fort, und wurde, wie es schien, immer nachdenkender.

Er hatte am Abend vorher seine Tochter und den Sohn seines Freundes genau und lange beobachtet; außerdem hatte die Gegenwart des Dr. Falk und seiner Gemahlin und die Gespräche, welche in Bezug auf deren Verhältnisse geführt wurden, in ihm schon die Befürchtung erregt, es könne ihn eine ähnliche Verbindung einmal sehr nahe angehen, und er hatte an diesem Abend mit anderen Augen wie sonst gesehen.

Adolf und Laura waren von Kindheit auf befreundet gewesen; wenn sie sich also mit größerer Zutraulichkeit einander naheten, konnte dies nicht auffallen. Bisher war es dem Vater Laura's auch nicht einmal eingefallen, daß diese Jugendfreundschaft zu einer noch innigeren Verbindung führen könne. Um die Sicherheit des alten Mannes recht klar zu bezeichnen, können wir nur sagen, daß ihm das eben so gut eine Unmöglichkeit geschienen haben würde, wie die Verbindung unter den nächsten

Blutsverwandten, wenn er überhaupt daran gedacht hätte, und hätte man nicht an diesem Abend Dr. Falk hier eingeführt, so wäre er auch jetzt aus seiner Sicherheit noch nicht gerissen worden. —

Nun aber schien ihm jeder freundliche Blick, jede Unterhaltung, jedes Zusammensein verdächtig. Was er nie gethan hatte, geschah heute: er beobachtete die jungen Leute mit Argusaugen und Liebende wissen sich selten zu verstellen. —

Zum Ueberflusse hatte ihn Dr. Falk noch spät am Abend in ein Gespräch gezogen, das, wie er jetzt befürchtete, einen besonderen Grund haben müsse. Er fragte nämlich, wie die Hamburger Gesetze in einem Falle, wie der seinige, entscheiden würden, und als der Senator ihm gesagt, daß in Hamburg die Ehe zwischen Juden und Christen unzulässig sei, hatte Dr. Falk es nicht glauben mögen und sich nicht ohne Bitterkeit über solche Härte, durch welche das Lebensglück zweier Menschen gestört würde, ausgesprochen. Zugleich hatte er in seinem Eifer etwas wie eine Vorhersagung angedeutet, indem er die Bemerkung laut werden ließ, daß die Zukunft auch in diesen Mängeln

einen Fortschritt schaffen werde, und daß man vergebens dem Laufe der Zeit sich widersetze.

Alles das hatte sich Herr Klinghammer wieder in's Gedächtniß zurückgerufen; oder besser, es wollte während der ganzen Nacht und auch jetzt noch nicht aus seinen Gedanken weichen. Die Unruhe der Ungewißheit quälte ihn am meisten, denn es gehört mehr Muth dazu, einem ungewissen, befürchteten Zustande muthig entgegen zu treten, als einem Uebel, das man kennt.

„Ich muß mir Licht verschaffen, ich muß Gewißheit haben, das ist das Dringendste und Nothwendigste. Und habe ich mich geirrt, so darf Laura von der Unruhe, die mich jetzt peinigt, nicht das Geringste erfahren und ich will nur darauf sehen, daß nicht am Ende die Zukunft wahr macht, was jetzt nur eine Befürchtung ist.“

„Und doch, ich kann es mir nicht denken, daß Laura für ihren Stand und ihre Stellung so wenig eingenommen wäre und einem Juden ihr Herz schenken könnte. Mein Gott, wer hätte das gedacht! Wie, die einzige Tochter des reichen Senators Klinghammer soll einen Juden heirathen! Ich habe die nächste Anwartschaft zum Bürger-

meister, und, o Gott, es ist nicht denkbar, die Tochter des Bürgermeisters sollte die Frau eines jüdischen Arztes sein! — Ach, wenn das wahr wäre, wie würde man im Rath davon sprechen! Was sage ich, wie könnte nur der Rathsherr solche Verbindung billigen! Nein, nein, das geht ja nicht! das will ich im schlimmsten Falle meiner Tochter sagen! Ich könnte ja nicht länger Senator bleiben, und aus dem Bürgermeister würde dann gar nichts werden können!“

„Gewiß, meine Tochter wird das einsehen, und wenn sie den jungen Doktor wirklich liebt, wird sie entsagen; sie muß es, denn sie liebt auch mich, ihren Vater, der sie immer wie seinen Augapfel behütet hat, und sie kann ja nicht wollen, daß ich meine Stellung, meine Zukunft und Alles ihr zum Opfer bringe!“

„Wie leicht vergißt nicht ein junges Mädchen ihre erste Liebe! Man sagt ja immer, daß aus der ersten Liebe nie eine Eheverbindung werde, und so wird es auch hier sein. Es giebt einen Sturm, den ich ertragen muß! Aber ich werde fest sein und nicht wanken, nicht weichlich und zaghaft, sondern hart und felsenfest! Die Thränen eines

Mädchens sollen mich nicht rühren. Das geht vorüber und sie wird deshalb doch noch glücklich werden! Die bravsten jungen Männer aus unseren ersten Familien würden sich durch ihre Hand beglückt fühlen, und ich sollte einwilligen, daß sie einen Juden heirathe!"

„Freilich habe ich selbst Schuld daran! Aber wer hätte das gedacht? Der alte de Castro ist mir immer ein lieber Nachbar gewesen, und nie ist es mir eingefallen, daß er ein Jude ist! Ich bin kein Mann von Vorurtheilen und habe stets gezeigt, daß ich wegen der Religion keinen Unterschied mache! Die lange Zeit und Alles was darin vorgefallen ist, hat mir die Familie lieb gemacht, ich schätze den Vater und auch den Sohn, und habe ihnen nie den geringsten Stolz gezeigt, aber um so mehr hätte der junge Mann bedenken müssen, daß er die Tochter eines Senators doch nicht heirathen könne; es ist dies ein Verrath an der Freundschaft und Liebe, die ich ihm stets bewiesen habe. Junges Blut hat keine Tugend. Der Alte denkt gewiß eben so wie ich; er ist klug und hat Erfahrung. Er wird sich nie aus seiner Sphäre erheben wollen, und ist schon durch meine Freund=

schaft hochbeglückt. Er wird sich betrüben, wenn er erfährt, daß sein Sohn alle Schranken überspringen will und auf die Hand meiner Tochter Anspruch macht. Auch darf er ja als Jude solche Ehe nicht billigen! Hörte ich nicht, wie er sich gestern darüber so ernst und strenge aussprach, als der junge Freigeist, dieser Dr. Falk, ihm beweisen wollte, daß die Religion eine Ehe nicht trennen solle. Der alte de Castro ist ein viel zu frommer Jude, als daß er solche Verbindung in seiner Familie dulden würde!"

„Was ist in letzter Zeit nicht Alles über die Ehe zwischen Katholiken und Protestanten geschrieben worden, und welche Streitigkeiten sind nicht dadurch entstanden. Man erlebt es ja noch täglich, daß die katholischen Priester sogar dem Befehle des Königs sich widersetzen und sich weigern, solche Ehen einzusegnen, und der Katholik ist doch eben so gut ein Christ als der Protestant, und steht uns in jeder andern Beziehung ganz nahe und eng verbrüdert. Um so weniger denkbar ist aber die Ehe zwischen Christen und Juden; das ist gegen das Gesetz, gegen die Sitte und gegen den Glauben; auch sieht man ja, daß der

Fall fast gar nicht vorkommt, und da, wo er erscheint, stößt er auf Hindernisse, die sich gar nicht besiegen lassen."

„O gewiß, es wird sich Alles zum Guten lenken, ich habe den Vater auf meiner Seite und meine Tochter ist an Gehorsam gewöhnt, sie wird auch dieses Mal die Liebe zu ihrem Vater nicht vergessen."

„Vielleicht habe ich mich dennoch getäuscht und ist Alles nur leere Befürchtung gewesen. Sind doch die Kinder zusammen groß geworden, warum sollten sie nicht vertraulich mit einander umgehen. Ob ich zuerst mit meiner Tochter spreche? Nein, nein, ich könnte der Sache mehr schaden und sie vielleicht dadurch erst ins Leben rufen. De Castro ist mein Freund, er ist ein Mann von Charakter, man kann offen mit ihm reden und ihm vertrauen. Außerdem wird er auf meiner Seite sein; so wie ich ihn kenne, wird er mir beistimmen und es mir Dank wissen, wenn ich ihn auf ein Verhältniß aufmerksam mache, das ihm so wenig als mir erfreulich sein kann. Ist ein Kampf nicht zu vermeiden, so wird er weit eher mein Verbündeter, als mein Gegner werden.

Ich gehe also noch heute früh zu ihm hinüber; oder besser, ich lasse ihn zu mir bitten; so werde ich mit mehr Bedächtlichkeit und größerer Ruhe mit ihm reden können. Vorher nur will ich meine Tochter sprechen, vielleicht sagt mir ihr Blick, ob ich mich geirrt habe oder nicht."

Der alte Mann suchte sich in diesem Selbstgespräche Trost zu bereiten, er suchte alles nur Mögliche hervor, was die Befürchtung verringern oder gar aufheben könnte, doch ließ sich sein Gefühl und die einmal aufgeregte Stimmung nicht so leicht besänftigen, als der grübelnde Verstand es versuchte. Unruhig ging er in seinem Zimmer auf und nieder, bald das Eine und bald das Andere erwägend, bald dieses, bald jenes für das Beste haltend, bis die Zeit herannahete, in der er sich des Morgens im Wohnzimmer einzufinden und das Frühstück mit seiner Tochter einzunehmen pflegte.

Er nahm alle Kraft, die ihm zu Gebote stand, zusammen, um vor seiner Tochter heiter und unbefangen zu erscheinen. Der alte Diener, der immer noch ungeduldig und nachdenkend im Vorzimmer saß, durfte jetzt erscheinen und die

Toilette seines Herrn besorgen; und als dies Geschäft beendet war, ging der Senator Klinghammer in's Wohnzimmer hinüber.

Zu seinem größten Erstaunen war seine Tochter noch nicht hier. Sie pflegte sonst früher da zu sein, als er, und mit zuvorkommender Geschäftigkeit das Frühstück zu bereiten. Er sah nach seiner Uhr und glaubte, daß er sich vielleicht in der Zeit geirrt hätte; da er sich aber überzeugte, daß die gewöhnliche Zeit zum Frühstück schon verflossen war, ängstigte ihn die Abwesenheit seiner Tochter und ohne lange zu zögern ging er zu ihr.

Laura hatte soeben Adolf's Brief erhalten, sie hatte ihn schon zwei Mal gelesen und mit ihren Thränen benetzt, und darüber ganz und gar vergessen, daß der Vater sie zum Frühstück erwarten würde. Das junge Mädchen saß am Fenster vor ihrem Arbeitstische, vor ihr lag der verhängnißvolle Brief, den Kopf hatte sie in ihre Hand gestützt und die langen Locken verdeckten ihr thränen-

volles Antlitz. Schien es doch, als ob das ganze Zimmer, welches sonst immer ein so freundliches Ansehen hatte, die Trauer seiner Gebieterin theilte. Die Vorhänge waren noch nicht geöffnet, die Blumen, welche in den Fenstern standen, ließen wehmüthig die Krone hängen, denn Laura hatte ihre geliebten Pfleglinge vergessen und ihnen seit gestern kein Wasser gegeben. Das Kanarienvögelchen saß still und schwermüthig auf dem Boden seines Käfigs, als ob es sich heute nicht regen wollte und das Klavier war verschlossen. Der alte Klinghammer stand eine ganze Weile in der Thür, ohne daß seine Tochter ihn bemerkte, dann trat er auf sie zu, und als sie erschrocken aufblickte, stand ihr Vater vor ihr.

„Bist Du krank, mein Kind?“ fragte der Vater, indem er sanft und zärtlich die Hand des jungen Mädchens ergriff, sie von dem Gesicht abzog und in ihr weinendes Auge blickte. Laura war so verwirrt durch den plötzlichen Eintritt des Vaters, daß sie keine Antwort finden konnte; aber sie weinte noch heftiger, denn zuvor, und drückte krampfhaft ihres Vaters Hand.

„Ist Dir etwas Schmerzliches begegnet, mein

Kind? Hast Du kein Vertrauen zu Deinem Vater? Darf ich nicht wissen, ob der Körper es ist, der leidet, oder die Seele? Sprich, mein Kind, was Du auf Deinem Herzen hast! Weißt Du nicht, daß ich in allen Fällen wie ein väterlicher Freund Dir zur Seite stehe, und immer bemüht sein werde, Dich zu trösten und Dir zu rathen."

Laura konnte immer noch keine Antwort finden. Sie hätte gern in diesem Augenblicke dem Vater Alles gesagt, was sie auf dem Herzen hatte, aber es fehlte ihr der Muth und die Kraft dazu. Da wußte sie denn kein anderes Mittel, als das, dem Vater den Brief zu geben, den sie in Händen hatte.

Die Thränen der Tochter hatten den Vater erweicht und seinen Vorsatz, fest und hart zu sein, zu nichte gemacht. Als er aber den Brief las, den Adolf seiner Tochter geschrieben hatte, und es nun so einmal klar vor seiner Seele stand, daß er in seinen Befürchtungen sich nicht getäuscht hatte, und als er aus diesen Zeilen ersah, daß das Verhältniß zwischen Adolf und seiner Tochter inniger und fester sich geschlungen hatte, als er nur wähnte; da erwachte in ihm der Groll

auf's Neue und in größter Aufregung warf er den Brief, nachdem er ihn zu Ende gelesen hatte, auf die Erde, stand auf und ging hastigen Schrittes in dem kleinen Zimmer umher.

Laura hatte in dem Benehmen ihres Vaters ihr Verdammungsurtheil erkannt; sie stürzte auf ihn zu, hielt seine Schritte an, umklammerte seine Knie und sank schluchzend zur Erde nieder. „Vergieb, Vater!“ rief sie unter Thränen; „nicht meine Schuld und nicht seine Schuld ist es, daß Alles so gekommen ist; und nun kann ich's nicht ändern. Ich fühle es, ich kann nicht lassen von ihm; mache uns nicht unglücklich, denn ohne ihn giebt es kein Glück für mich.“

„Höre auf!“ sprach heftig der Vater, „nicht Deine Schuld ist es, sondern die meinige; ich hätte bedenken sollen, daß aus der Freundschaft der Kinder ein innigeres Band entstehen könnte; aber noch ist es Zeit, dem Uebel Einhalt zu thun, noch ist es nicht zu spät. Den Schmerz kann ich Dir nicht ersparen, mein Kind! Aber glaube mir, ich leide mit Dir, nicht weniger, wie Du; sei muthig und stark, es muß überwunden werden;

denn nie und nimmermehr wirst Du Adolf's Gattin sein."

Noch heftiger umschlang Laura ihren Vater, der so eben ihr Glück vernichtet hatte, heftiger preßte sie sich an ihn, reichlicher flossen ihre Thränen; aber reden konnte sie nicht; das Wort erstarb ihr auf der Lippe und mit einem lauten Schrei stürzte sie zu Boden.

Der alte Mann legte behutsam sein Kind auf's Sopha und wollte eben ihr Kammermädchen rufen, da trat Rahel ein. „O wie gut ist es, daß Sie kommen," sagte Herr Klinghammer zu ihr; „ich bitte Sie, bleiben Sie bei meiner Tochter und sein Sie ihr behülflich; sie wird sich hoffentlich bald wieder erholen. Es stehen uns trübe Tage bevor, ich kann es leider nicht ändern; aber mit Gottes Hülfe werden wir Alles siegreich bestehen. Ich gehe zu Ihrem Vater, liebe Rahel, bleiben Sie unterdeß hier."

In Rahel's Arm kam Laura bald wieder zu sich; aber ihr Erwachen war traurig und düster. Mit wenigen Worten hatte sie ihrer Freundin das eben Erlebte mitgetheilt. Für Trost und Hoffnung war sie jetzt noch nicht empfänglich, denn der

Schmerz war noch zu neu; so war die Gegenwart der treuen Freundin, vor der sie kein Geheimniß hatte und von deren Theilnahme sie überzeugt war, in diesem Augenblick das, was sie am meisten wünschen konnte.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

Juden und Christen oder die Civilehe Eine Geschichte aus Hamburg. Von Elisa Baronin von ...

Bd.: 1

Leipzig 1852